

Was bleiben wird
Wie prägt Corona die Gesellschaft? Die Antworten der Soziologie sind vielfältig. **HINTERGRUND 3**

Blick über die Schulter
Nähe bei aller gebotenen Distanz: Wie arbeitet es sich als Pfarrerin in Zeiten von Corona? **REGION 2**

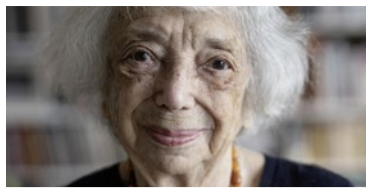


Foto: Dominik Butzmann

Die grosse Befreiung
Vor 75 Jahren endete in Europa der Krieg. Ein Opfer der Judenverfolgung erinnert sich. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 5/Mai 2020

www.reformiert.info

Hilfswerke befürchten einen Einbruch der Spenden

Pandemie Hilfswerke der reformierten Kirchen passen ihre Projekte in Afrika der Corona-Krise an. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verbesserung von hygienischen Massnahmen.

In welchem Ausmass das Coronavirus in Afrika um sich greifen wird, ist noch ungewiss. Einig sind sich Experten aber schon heute: Die Massnahmen zur Eindämmung der Ansteckungen wie Ausgangssperren und weitere Einschränkungen werden enorme sozio-ökonomische Auswirkungen auf die arme Bevölkerungsschicht haben.

Besonders betroffen ist die Sub-Sahara-Zone, wo rund 86 Prozent der Menschen Jobs nachgehen, die der Staat weder kontrolliert noch registriert. «Strassenarbeiter, Kleinbäuerinnen oder Hausangestellte leben meist von der Hand in den Mund. Ausgangssperren bedeuten für sie kein Geld und somit auch kein Essen auf dem Tisch», sagt Katharina Gfeller, Abteilungsleiterin Internationale Beziehungen bei Mission 21, dem evangelischen Hilfswerk in Basel.

Seifen verteilen

Wegen der Corona-Krise verschiebt Mission 21 derzeit innerhalb einzelner Projekte die finanziellen Mittel. So hat die Organisation etwa die Präventionsarbeit für Hygienemassnahmen im Südwesten von Kamerun verstärkt, wo die Unterdrückung der englischsprachigen Minderheit eine halbe Million Menschen in die Flucht zwang. Diese erhalten nun neben Decken, Zelten, Nahrungsmitteln und Medikamenten auch Seifen und Desinfektionsmittel. Partnerorganisationen bauen in Dörfern Lavabos.

Um die Ansteckung einzudämmen, informieren Pfarrerinnen und Pfarrer von Partnerkirchen über die Massnahmen in ihren Predigten, die sie per SMS und Whatsapp verschicken. Ebenfalls ein Informationskanal sind die kirchlichen TV- und Radiostationen, die auch in Regionen ausgestrahlt werden, die kein Internet haben. «Dank der Verankerung unserer Partnerkirchen in den Gemeinden erreichen wir viele Menschen», sagt Gfeller.

Doch nicht nur Präventionsarbeit sei wichtig. «Wir unterstützen Frauen bei der Herstellung von Seifen und dem Nähen von Masken, um ihnen in der Krise zu Einkommen zu verhelfen», erklärt Gfeller. Während Mission 21 in Kamerun bisher noch arbeiten konnte, laufen in Nigeria die Projekte beschränkt weiter. Die Regierung hat dort die Ausgangssperre verhängt.

Vom Verbot, die Häuser zu verlassen, sind ebenfalls Projekte des Hilfswerks Evangelischer Kirchen



Solche Schutzausrüstungen gegen Ansteckung sind in Afrika vielerorts auch für Ärzte Mangelware.

Foto: Getty Images

Schweiz (Heks) betroffen. «Deshalb arbeiten unsere Partner vor Ort etwa in Uganda ausschliesslich über digitale Kanäle», sagt Regula Hafner, Heks-Abteilungsleiterin Afrika und Lateinamerika. «Wir setzen gleichzeitig alles daran, die Projekte weiterzuführen, die zur Steigerung des Einkommens oder zur Ernährungssicherheit beitragen.» Länder mit einem schwachen staatlichen Sozialsystem, wie etwa in Niger oder im Kongo, könnten die sozio-ökonomischen Auswirkungen der Pandemie für die Bedürftigsten nicht abfedern, sagt Hafner.

In Äthiopien ergänzt das Heks derzeit das Nothilfeprojekt in der von der Heuschreckenplage heimgesuchten Region Borana mit der Verteilung von Wascheinern, Seife und Desinfektionsmitteln. Zudem hat das Werk eine Informationskampagne lanciert, um der Verbreitung des Virus entgegenzuwirken. «Wir erkennen erste Resultate: Die Menschen schütteln sich weniger die Hände», sagt Boru Jarso, Heks-Kontaktperson in Äthiopien.

Für die Präventionsmassnahmen stimmt sich das Heks in Äthiopien und den anderen Ländern mit den Regierungen ab und orientiert sich an internationalen Standards. Heks koordiniert seine Massnahmen zudem mit anderen Mitgliedern des

internationalen Netzwerks Act Alliance kirchlicher Hilfswerke, um etwa die Menschen über die Kirchen besser zu erreichen.

Schulden erlassen

Solidarität zu zeigen, sei gerade jetzt wichtig, findet die Heks-Mitarbeiterin Regula Hafner: «Es könnte schwieriger werden, Spenden fürs Ausland zu sammeln, da die Schweizer Bevölkerung mit den Nöten hierzulande konfrontiert ist.» Auch die katholische Ordensschwester Nathalie Kangaji ruft zu solidarischem Handeln auf. Sie war der letztjährige Gast der ökumenischen Fastenkampagne und lebt in Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo. Teile der Stadt sind abgesperrt, nachdem ein Bewohner nach seiner Rückkehr aus Europa an Corona starb.

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den bereits versprochenen Überbrückungskrediten und Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, wird die arme Bevölkerung immer ärmer», hält Sœur Nathalie fest. Deshalb sollten den armen Ländern Afrikas die Schulden erlassen werden, wie dies der französische Präsident Macron, Papst Franziskus und über 200 Organisationen der Zivilgesellschaft forderten. **Nicola Mohler**

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, werden die Armen immer ärmer.»

Nathalie Kangaji
Ordensschwester aus Kinshasa

Kommentar

Auch die Hilfe muss grenzenlos sein

Das winzige Wesen hat eine riesige Wirkung. Das spüren wir schon in der Schweiz. Doch in Entwicklungsländern könnte das Coronavirus erst recht zu Katastrophen von enormem Ausmass führen. «Da wird es Szenen geben, die wir uns heute noch nicht vorstellen können», sagt etwa der deutsche Epidemiologe Maximilian Gertler gegenüber dem Portal Watson. Er war für Ärzte ohne Grenzen in Afrika, als dort Ebola ausbrach. UN-Organisationen warnen ebenfalls vor einem humanitären Desaster. Die Auswirkungen auf die Gesundheit und damit die medizinische Versorgung ist dabei nur ein Problem – wenn auch ein gravierendes. Vorerkrankungen sowie Mangelernährung machen selbst Jüngste zu Risikopersonen. In den Slums, wo in Afrika etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt, und in grossen Flüchtlingslagern sind Menschen auf engstem Raum zusammen. Wasser ist Mangelware. Wie sollen sie Distanz wahren und strikte Hygiene einhalten?

Hilfe dort hilft auch hier

Hinzu kommen prekäre wirtschaftliche und gesellschaftliche Umstände. Wenn Gelegenheitsjobs wegfallen, haben viele sofort nichts mehr. Schon jetzt herrschende soziale, ökonomische und politische Krisen werden verstärkt. Mittel, um die Bevölkerung zu unterstützen, sind äusserst knapp. Und dann ziehen auch noch Investoren ihr Kapital ab.

Das zeigt, dass die Entwicklungsländer auf mehreren Ebenen Unterstützung brauchen. Aufklärung, Hygienesets, Seife und Desinfektionsmittel, Stärkung der medizinischen Versorgung und auch direkt wirkende wirtschaftliche Hilfe sind unabdingbar. Auch wenn wir in Europa zurzeit stärker mit uns selbst beschäftigt sind als in normalen Zeiten: Die Unterstützung muss grenzenlos sein, möglichst noch vor der totalen Ausbreitung des Virus. Das würde schliesslich allen dienen. Denn auch die Folgen humanitärer Katastrophen sind grenzenlos.



Marius Schären
«reformiert.»-Redaktor in Bern

Mit lachenden Spitzbuben der Krise trotzen

Pandemie Der Alltag der Pfarrerin Petra Burri hat sich in den letzten Wochen verändert. Jeden Tag neu sucht sie die richtige Mischung aus Nähe und Distanz zu den Menschen in ihrer Kirchgemeinde.



Spitzbuben verpacken, Kraft tanken in der Natur, Ostern anders feiern: Einblicke in die Arbeit von Petra Burri während Corona-Zeiten.

Foto: Pia Neuschwander

«Momentan sind auch bei uns in der Kirchgemeinde Flexibilität und Ideen gefragt», sagt Pfarrerin Petra Burri am Telefon zu «reformiert». Geschäfte, Restaurants und Freizeitbetriebe sind geschlossen. Private und öffentliche Veranstaltungen sind untersagt. Gottesdienste finden nicht mehr in Kirchen, sondern in der virtuellen Welt statt. Die Leute werden angehalten, zu Hause zu bleiben. Das betrifft vor allem ältere Menschen und jene, die durch das neue Coronavirus besonders gefährdet sind.

Petra Burri kümmert sich in Büren an der Aare und Meienried um die Seniorinnen und Senioren der Kirchgemeinde. Kurz nachdem am 17. März der Bundesrat die ausserordentliche Lage ausgesprochen hatte, machte sich die Theologin daran, die älteren Kirchenmitglieder per Brief zu informieren, dass sie trotz Corona für sie da sei. Seit diesem Moment verbringt Burri viel Zeit am Telefon: Anlässe absagen, umorganisieren. Absprachen inner- und ausserhalb der Kirchgemeinde. Ganz besonders für die Idee der Os-

teraktion galt es viel zu organisieren: Erstmal musste sie die Einwohner- und Bürgergemeinde mit ins Boot holen. Dann bestellte sie 280 Spitzbuben, die mit ihrer heiteren Miene an das Osterlachen erinnern sollen. Freiwillige verteilten den Ostergruss allen über 80-Jährigen in den zwei Gemeinden. «Wir wollten den Menschen zeigen, dass wir an sie denken», sagt Burri.

Angst und Hoffnung Regelmässig erkundigt sich die 53-Jährige nach dem Wohlergehen der

Bewohnerinnen und Bewohner in den Altersheimen und bei den von der Spitex betreuten Personen. «Die Menschen im Stedtl sind relativ ruhig. Es scheint, als genüge es ihnen zu wissen, dass wir von der Kirchgemeinde für sie da sind.» Anders ergehe es gerade einer Kollegin in Biel, sagt Burri, ihr Seelsorgetelefon laufe heiss.

Angst vor einer Ansteckung hat Burri nicht. Vielmehr beschäftigte sie zu Beginn der Corona-Krise die Frage, ob das Gesundheitssystem der Anforderung standhalte. «Seit

einiger Zeit mache ich mir nun Sorgen wegen der Wirtschaftslage: Wie gehen wir als Gesellschaft, aber auch als Völkergemeinschaft mit den anstehenden Herausforderungen um?» Menschen fürchten um ihre Existenz, geraten in finanzielle Schwierigkeiten. Burri hofft, dass der Stillstand sich wenigstens positiv auf die Schöpfung auswirke. «Ich wünsche mir, dass die jetzt erfahrene Solidarität in einem gerechteren Wirtschaftssystem weiterlebt, in dem die Ärmsten nicht ständig unter die Räder kommen.»

Kirche immer offen

Während für Karfreitag die Pfarrkollegin eine Onlineandacht produzierte, war Burri am Ostermontag in der Kirche präsent. Die Osterkerze brannte, und für Kirchenbesucherinnen und -besucher standen kleine Osterkerzen zum Mitnehmen bereit. Fünf Personen durften sich maximal gleichzeitig in der Kirche aufhalten. «Es war speziell», sagt Burri, «die Osterfrühfeier mit dem Feuer vor der Kirche und der Gemeinschaft hat mir gefehlt.» Doch die Rückmeldungen auf die offene Kirche seien durchwegs positiv gewesen. Viele schätzten das Kerzenlicht, die Chance zur Besinnung und zum Kraft tanken.

Burri beobachtete auch mehrere jüngere Personen in der Kirche. Sie führt dies auf die grössere Präsenz der Kirche in den Medien zurück.

«Ich hoffe, dieses Miteinander bleibt uns auch nach der Corona-Krise erhalten.»

Petra Burri
Pfarrerin KG Büren an der Aare

«Vielleicht haben einige realisiert, dass der Glaube in einer Krise zur Stütze werden kann.» Die Theologin findet es grossartig, was Pfarrkolleginnen und -kollegen in den letzten Wochen auf die Beine gestellt haben. Besonders freut sie sich an Projekten, die über die Grenzen der Kirchgemeinden hinausgehen, wie etwa ein Online-Gottesdienst aus mehreren Kirchen rund um den oberen Bielersee. «Ich hoffe, dieses Miteinander bleibt uns auch nach der Corona-Krise erhalten.»

Die Vorbereitungen für Ostern hätten sich gelohnt. Die Gemeindeglieder freuten sich über die Zeichen der Kirche. «Nächstes Jahr möchte ich auch ohne Krise die Osteraktion wiederholen», sagt Burri. «Doch dann mit einem gemeinsamen Osterfest, wo wir uns persönlich begegnen.» Nicola Mohler

Petra Burri, 53

Die Primarlehrerin ist in Münchenbuchsee aufgewachsen. Nach mehreren Jahren als Lehrerin im Emmental studierte sie als 30-Jährige Theologie an den Universitäten Bern und Luzern. Petra Burri arbeitet als Pfarrerin in der Kirchgemeinde Büren an der Aare und Meienried. Die Co-Präsidentin der EVP Biel/PEV Bienne ist Mitglied im Beirat der Zeitung «reformiert». Mit ihrem Ehemann lebt sie in Biel.



Social Distancing wird auf längere Zeit zur Notwendigkeit, doch es verändert auch unsere Wahrnehmung der Menschen um uns herum.

Foto: Reuters

Das Virus verändert den Blick auf den Mitmenschen

Gesellschaft Die Pandemie wird Spuren hinterlassen, selbst wenn die Bedrohung nicht mehr akut ist. Im Miteinander, in der Beziehung zu uns selbst und in der Beschäftigung mit existenziellen Fragen.

Kein Händeschütteln mehr, kein Küsschen, keine Umarmung zur Begrüssung. Gespräche mit Nachbarn, Freunden und selbst Verwandten nur mit Abstand. Und der wöchentliche Grosseinkauf mutet an wie eine Exkursion in feindliches Gebiet. Der Feind wiederum ist unsichtbar und könnte überall lauern: in der jungen Frau, die zielstrebig mit dem Einkaufswagen vorbeizieht, oder im schnaufenden Jogger, der den Hof passiert, selbst im Kleinkind der Nachbarsfamilie.

Das Coronavirus hat unser Empfinden gegenüber anderen innerhalb weniger Wochen verändert. Die Pandemie bündelt und verstärkte Tendenzen, die in der Gesellschaft bereits existieren, erklärt Hartmut Rosa, Soziologieprofessor von der Universität Jena. Dazu gehört für ihn die Begegnung des Fremden mit latenter Abwehr. «Genau das wird jetzt zum körperlich stark erfahrbaren Grundmoment. Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.» Rosa hält das für

«Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.»

Hartmut Rosa
Soziologe

problematisch, weil für ihn Leben gerade dann gelingt, wenn man bereit ist, sich auf etwas Neues, Fremdes, einzulassen – oftmals auch mit unklarem Ausgang.

Die Erfahrungen der Krise dürften Spuren hinterlassen, auch wenn die Gefahr einmal weitgehend gebannt sein sollte. Die Soziologin Teresa Koloma Beck forscht über Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften und stellt mit Blick auf Gefahrenvermeidung Ähnlichkeiten fest. «Verhaltensänderungen zum eigenen Schutz im öffentlichen Raum bleiben oftmals länger bestehen als eigentlich nötig.» Unbewusst verselbstständigten sich im Körper die neuen Gewohnheiten. «Selbst wenn ein Impfstoff verfügbar ist, verschwindet diese Wahrnehmung des anderen als Gefahrenträger nicht von einem Tag auf den anderen», sagt Koloma Beck, Professorin an der Universität der Bundeswehr in München und tätig am Hamburger Institut für Sozialforschung.

Der Fremde als Helfer

Der Fremde als Gefahr oder als jemand, der einem gleichgültig ist und deshalb auch keine besondere Rücksicht verdient: Das sind negative Ausprägungen der gegenwärtigen Pandemie. Demgegenüber steht eine vielfach beschriebene Welle der Solidarität, die Fremde zum Helfer macht. Leute aus dem Quartier bringen alten oder kranken Menschen Einkäufe nach Hause, hüten Haustiere oder Kinder.

Die Hilfsbereitschaft überrascht uns, da Solidarität gegenüber Fremden in der individualisierten Wohlstandsgesellschaft unter normalen Umständen kaum mehr nötig sei, sagt Rosa. «Für jedes Problem gibt

es eine institutionelle Zuständigkeit, den Arzt, den Klempner, den Anwalt.» Jetzt, da viele Dienstleistungen nicht mehr erhältlich seien, rücke solidarisches Handeln wieder

«Es stellt sich die Frage, ob die Solidarität genügend tief in uns verankert ist.»

Christoph Stückelberger
Ethiker und Theologe

ins Blickfeld. Für den Zürcher Ethiker und Theologen Christoph Stückelberger ist es beeindruckend, wie die Solidarität greift. «Es stellt sich aber die Frage, ob diese genügend tief in uns verankert ist oder nur eine pragmatische Notwendigkeit darstellt.» In diesem Fall würde sie nicht lange anhalten.

«Wir» oder «die»

Entscheidend ist nach Einschätzung von Gesellschaftswissenschaftlern insbesondere, wie sich auf längere Sicht die Solidarität zwischen den Generationen entwickelt. Dass die Massnahmen des Social Distancing von der gesamten Bevölkerung eingehalten werden, ist für ältere Menschen, für die eine Erkrankung oft bedrohlich werden kann, entscheidend. Auf ihren gewohnten Alltag

verzichten müssen deshalb auch die Jungen, für die das Virus wenig Gefahr darstellt.

Soziologe Rosa sieht in dieser ungleichen Kosten-Nutzen-Verteilung die Gefahr von Spaltungen. Für ihn ist es entscheidend, die Verzicht der Jungen nicht zu bagatellisieren, sondern anzuerkennen. Und entsprechend zu kommunizieren. «Solidarität zerbricht immer, wenn ein «wir» und ein «die» konstruiert wird; «wir» dürfen etwas nicht, um «die» zu retten.» Damit die Solidarität zwischen den Generationen in der Krise und darüber hinaus Bestand hat, sei es entscheidend, einen «Wir-Sinn» zu schaffen. «Wir wollen nicht, dass unsere Alten sterben, wir wollen eine Gesellschaft sein, die sich um alle kümmert.»

Der Blick nach innen

Doch die Pandemie verändert nicht nur die Sicht auf die anderen. Hartmut Rosa sieht sie auch als möglichen Ausgangspunkt für einen Pfadwechsel in der Auseinandersetzung mit uns selbst. Denn: Ein Grossteil der Bevölkerung verzeichnet gähnende Leere im Terminkalender. Reisen, Sitzungen, Kulturveranstaltungen oder Familienfeste sind abgesagt, die Hamsterräder angehalten.

Diese «unfreiwillige Entschleunigung» werde vielfach als unangenehm empfunden, zumal sie bei einem Teil der Bevölkerung mit wirtschaftlicher Existenznot einhergeht, führt Soziologe Rosa aus. Die freie Zeit könne aber nützlich sein, um herauszufinden, was einem tatsächlich wichtig ist, und biete Raum, um mit diesen Dingen in Verbindung, in Resonanz, zu treten. Obwohl die Wirtschaft bald wieder hochfährt und mit ihr das normale Tempo zu-

rückkehrt, hätten die in der Zeit gewonnenen individuellen Erkenntnisse Bestand.

Der Wert der Natur

In der Frage, ob die Pandemie tatsächlich auch im Hinblick auf den Kampf gegen die Klimaveränderung positive Langzeitfolgen haben wird, äussern sich Experten vorsichtig optimistisch. Der Ethiker Christoph Stückelberger plädiert dafür, die Erholung der Natur als Ermutigung zu betrachten. Die Corona-Krise zeige, dass sich auch mit eingeschränkten Flugmöglichkeiten leben und grössere Restriktionen im Flug- oder Autoverkehr verkraften liessen.

Auch Rosa sieht eine Chance für Veränderung. Die vergleichsweise erfolglose Klimapolitik der letzten Jahrzehnte habe bei den Menschen zu einer «gewaltigen Ohnmachtserfahrung» geführt. Grüne Parteien, Klimagipfel, Verpflichtungserklärungen, nichts habe zu einem entschiedenen Kurswechsel geführt. «Dann kommt ein Virus, und wir machen die Erfahrung, dass wir tatsächlich politisch handeln und die Räder zum Stillstand bringen können, wenn wir das wollen.»

Tod als kollektives Thema

Die politische Schlagkraft im Kampf gegen die Pandemie steht in Kontrast zum Gefühl der Unkontrollierbarkeit, die das Virus bislang mit sich bringt. Kein Impfstoff, kein Medikament und unterschiedlichste Krankheitsverläufe.

Die Themen Tod und Sterben beschäftigen, anders als in normalen Zeiten, nicht nur einzelne, von einem Todesfall betroffene Menschen, sondern die gesamte Gesellschaft. «Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich sonst nur ungern stellt», sagt Teresa Koloma Beck. Mit diesen existenziellen Themen befassten sich vor allem Kunst und Religion. Deshalb kommen diesen gesellschaftlichen Bereichen in der derzeitigen Situation eine besondere Bedeutung zu.

Auch Rosa geht davon aus, dass das Bedürfnis nach einem Gefühl für eine Verbindung mit «dem Umgreifenden» in diesen Zeiten zunimmt. Die Verletzbarkeit und die Unverfügbarkeit des Lebens sind für den Soziologen ein wiederkehrendes Thema der Bibel. «Ich glaube, das Coronavirus ist wie ein Anruf an die Gesellschaft, und auch die Kir-

«Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich nur ungern stellt.»

Teresa Koloma Beck
Soziologin

che muss ihre Antwort darauf finden.» So stellt sich für ihn auch die Frage, ob es so etwas wie Geschick, Schicksal gebe. «Natürlich will ich nicht sagen, dieses Virus hat irgendeinen Sinn. Aber es bringt die Gesellschaft in Reflexionsmodus.» Was auch dazu zwingt, Antworten auf «unser Verhältnis zur letzten Wirklichkeit zu finden».

Cornelia Krause, Sandra Hohendahl

Interview mit dem Soziologen Hartmut Rosa:
reformiert.info/rosa

Lockerungen auch für das kirchliche Leben

Lockdown Die Exit-Strategie des Bundesrates betrifft ebenfalls das kirchliche Leben. Zwar gilt noch bis zum 8. Juni das aktuelle Veranstaltungsverbot, das auch die Gottesdienste einschliesst, doch für die Zeit danach sind Lockerungen in Aussicht gestellt. Die Kirchenverantwortlichen sind nun daran, Konzepte zur Einhaltung von Hygiene- und Distanzregeln zu erarbeiten. Bei Beerdigungen gibt es schon früher Anpassungen. Die Begrenzung auf den engsten Familienkreis ist auf den 27. April aufgehoben. Grosse Abdankungen, an denen auch der Freundeskreis teilnimmt, sind weiterhin verboten. ki

Bericht: [reformiert.info/corona-exit](https://www.reformiert.info/corona-exit)

Das Anliegen zum Saatgut wird gehört

Kampagne Die diesjährige vorläufige Saatgut-Kampagne der Organisation Brot für alle (Bfa) trägt Früchte. Die Kampagne steht vor dem Hintergrund der Freihandelsabkommen, die das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) derzeit mit verschiedenen Ländern aushandelt. Diese verlangen unter anderem einen strengen Sortenschutz für Saatgut. Bäuerinnen und Bauern wehren sich dagegen, weil sie damit in der Verwendung ihres Saatguts eingeschränkt würden. «Über 2300 Menschen aus elf verschiedenen Ländern und vier Kontinenten haben dem Seco einen Brief geschrieben. Das hat unsere Erwartungen bei Weitem übertroffen», hält Bfa in einer Mitteilung fest. Das Seco habe mit einer Stellungnahme reagiert. Es anerkenne die Sorge der Bäuerinnen und Bauern um das Recht auf Saatgut. Bfa aber moniert: Konkrete Schritte, wie die Schweiz verfahren wolle, seien noch nicht ersichtlich. Eine neu gegründete Saatgut-Koalition kämpft für das Anliegen weiter. heb

Die Auferstehung gilt vielen als Legende

Glaube Unter Schweizer Christen befindet sich der Glaube an die Auferstehung von Jesus auf dem absteigenden Ast, wie eine unlängst von zwei Westschweizer Glaubensorganisationen (Réseau évangélique suisse und Alliance Presse) veröffentlichte Umfrage ergab. Nur 37 Prozent unter ihnen sind der Ansicht, die biblische Ostergeschichte sei eine historische Tatsache. In der Romandie gaben 33 Prozent der Befragten zudem an, ihnen sei der Sinn von Ostern nicht bekannt. Das Institut Link befragte diesen Januar repräsentativ 1031 Personen in der Deutsch- und Westschweiz. ref.ch

Ein Stück Geschichte mitschreiben

Bibel Der Pfarrer Uwe Habenicht in St. Gallen arbeitet mit zahlreichen Mitwirkenden an einem besonderen Projekt: an einer Corona-Bibel. Im Rahmen dieses Vorhabens schreiben Interessierte eine individuell ausgewählte Bibelstelle ab; sie können sie auch kommentieren und illustrieren. Der Initiant ist von der Nachfrage «überwältigt». Das fertige Werk soll nach der Corona-Krise der St. Galler-Stiftsbibliothek übergeben werden. ref.ch

Dichtung als Rettungsarbeit an der Welt

Lyrik Friedrich Hölderlin studierte Theologie und wurde zum Priester der Poesie. Zwischen Pathos und Dunkelheit schwankend, feiert seine Lyrik eine Religiosität, die dogmatische Begriffe sprengt.



Unerhört modern: Der Dichter Friedrich Hölderlin (1770–1843).

Foto: Keystone

Wenn Schreiben und Lesen Mühe machen

Bildung Viele Erwachsene kämpfen mit den Buchstaben, trotz Schulbildung. Dauerstress und Nachteile im Beruf und im Alltag sind die Folgen.

Kurz vor Lehraabschluss als Verkäuferin zeigte sich, dass sie die schulischen Fächer nicht bestehen würde, erzählt Ruth Merz (Name geändert). Deshalb habe der Lehrmeister eine Abklärung verlangt. Diese zeigte, dass ihr Defizit in Lesen und Schreiben zu gross war, um die Abschlussprüfung erfolgreich zu absolvieren. «Dabei hatte ich die Lehrstelle nach dem Kriterium gewählt, dass man in diesem Beruf nicht viel schreiben muss», so die heute 50-Jährige.

Kampf mit den Buchstaben

Ruth Merz ist eine von 800 000 Menschen in der Schweiz, die trotz Schulbildung nicht so gut lesen und schreiben können, wie es im Beruf und Alltag gefordert und erwartet wird. «Warum die Leute durch die Maschen fallen und ihre Schwäche bis ins Erwachsenenalter unentdeckt bleibt, hat verschiedene Ursa-

chen», meint Brigitte Aschwanden, Projektkoordinatorin im Schweizer Dachverband Lesen und Schreiben. Aber es sei einfach eine Tatsache, und die neuesten Zahlen der Pisa-Studie zeigten keine Besserung.

«Illetrismus ist ein weit verbreitetes Problem, das in unserer Gesellschaft kaum wahrgenommen wird.» Die Betroffenen haben meist gut funktionierende Vermeidungsstrategien entwickelt, damit ihr Defizit nicht auffällt. Dazu kommen die Scham und die Überzeugung, alle anderen hätten in diesem Bereich kein Problem.

«Erst als ich einen Kurs im Verein Lesen und Schreiben Bern suchte, merkte ich, dass ich nicht die Einzige bin, für die Lesen harte Arbeit ist», sagt Ruth Merz. Eine Arbeitskollegin habe sie auf das Angebot hingewiesen. «Da ich vorher weder Zeitung noch Werbeplakate

Die Lyrik von Friedrich Hölderlin, der vor 250 Jahren in Lauffen am Neckar geboren wurde, ist ein stetes Ringen um Freiheit. Als begeisterter Anhänger der Französischen Revolution hofft er auf neue politische Freiheiten. Dem durch die pietistische Mutter vorgezeichneten Pfarrberuf entzieht er sich, indem er sich als Hauslehrer verdingt.

Hinterlässt der Pietismus des Elternhauses im Frühwerk noch seine Spuren, beginnt sich Hölderlin im Studium mit der Philosophie der Aufklärung auseinanderzusetzen und wendet sich der antiken Literatur zu, die ihn vom Christentum, wie er es kennt, entfernt. Statt Pfarrer wird er Priester der Poesie.

Weil bei Hölderlin Form und Inhalt eins sind, orientiert er sich an der antiken Metrik. Das Gefäss ist freilich gefährdet, wenn er es mit deutschen Worten füllt. Risse bleiben Spuren seines Freiheitsdrangs.

Prometheus und Jesus

Weil sie an der Schnittstelle zwischen Mensch und Gott stehen, werden Halbgötter wie Dionysos, Herakles oder Prometheus wichtig. Als Vorbilder für den Dichter sollen sie die verschüttete Verbindung zwischen Mensch und Gott freilegen. Jesus stellt Hölderlin dabei ganz selbstverständlich in eine Reihe mit den Figuren aus der griechischen Mythologie: «O Christus! häng ich an dir, wiewohl Herakles' Bruder», dichtet er in «Der Einzige».

Überhaupt verwischen religiöse Grenzen. In seinem Fragment gebliebenen theoretischen Versuch über die Religion beschreibt Hölderlin, was heute vielleicht das Potenzial religiöser Toleranz genannt würde: In sich geschlossene Religionen fügen sich zum «harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten» zusammen. Gott wäre dann die erfahrbare, nie in Definitionen aufgehende, unendliche Summe individueller Gottesbilder. Wie die Lyrik ist religiöse Sprache philosophisch, intellektuell, aber zugleich auch Rhythmus, Melodie, Gefühl.

Ihrem Wesen nach sei alle Religion Poesie, schreibt Hölderlin. Sie sprengt Begriffe, da sie sich der Eindeutigkeit entzieht. Sie lässt sich nur «nachbeten», wie Schriftsteller Mar-

tin Walser in einem Vortrag einmal sagte: «So, dass der Leser unmittelbar mitschwingt, wenn die Hölderlin-Sprache diese Wörter anstimmt.» Im Spätwerk, das Hölderlin nach der Entlassung aus der psychiatrischen Zwangsbehandlung in der Phase ab 1807 im Turmzimmer des Tübinger Tischlers Ernst Zimmer schreibt, sind es oft die Wörter Gott, Götter, göttlich und Himmel, himmlisch.

Hölderlin postuliert «die Vereinigung mehrerer zu einer Religion». Indem sie die Kluft zwischen Welt und Gott überbrückt, bekommt die Poesie eine spirituelle Funktion. Die Trennung zwischen Himmel als göttliche Sphäre und Erde als Ort des Menschen ist aufgehoben: «Alles ist

«So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch.»

Friedrich Hölderlin
Theoretische Versuche (1798–1799)

Gott». In der Spur des Pantheismus ist die Natur göttlich beseelt. In ihr zeigt sich das Zerstörerische und die Vergänglichkeit ebenso wie die Spuren des Ewigen, Göttlichen.

Auseinandergefallene Welt

Dass die «grosse Vereinigung alles Getrennten», von der Hölderlin im Briefroman «Hyperion» schreibt, nur bruchstückhaft gelingen kann, ist das poetische Paradox. Der Erlösung wohnt das Scheitern inne, in der Euphorie droht der Absturz.

Das Pathos der frühen Gedichte mag irritieren und der Zugang zur späteren Lyrik verdunkelt sein. Die Wahrnehmung der Welt in ihrer prekären Fragmentierung verleiht dem Werk des am 20. März 1770 geborenen Dichters jedoch eine unerhörte Modernität. Die Sehnsucht, dass eine vieldeutige Spiritualität, die Glaubenssätze vermeidet und die Natur beseelt, diese Brüche heilt, vielleicht ebenso. Felix Reich

oder sonst irgendwas freiwillig las, wusste ich nicht, wie viele Erwachsene mit Buchstaben kämpfen.»

Grosser Leidensdruck

Dieses Beispiel zeige deutlich: mangelnde Lesekompetenzen erschwere es den Menschen, am gesellschaftlichen, wirtschaftlichen sowie am kulturellen Leben teilzuhaben, sagt Aschwanden. «Der Leidensdruck ist riesig. Und in den Schulen und Betrieben fehlt oft die Zeit – oder das Bewusstsein, dass man genau hinschauen muss, ob jemand wirklich über die erwartbaren Grundkompetenzen verfügt.»

In den Kursen, die der Verein Lesen und Schreiben anbietet, zeige sich auch, wie individuell jeder einzelne Fall sei. «Wer zu uns kommt, wird erstmal in dem unterstützt,

«Illetrismus wird in unserer Gesellschaft kaum wahrgenommen.»

Brigitte Aschwanden
Koordinatorin Lesen und Schreiben

Leicht ist nicht einfach

Für Menschen mit Illetrismus gibt es Texte in Einfacher Sprache mit kurzen Sätzen. Nicht zu verwechseln mit Leichter Sprache, die sich vorwiegend an Menschen mit kognitiven Einschränkungen richtet. Die leicht verständliche Sprache verzichtet auf Nebensätze und Fremdwörter. Ziel ist es, die Leseschwelle möglichst tief zu halten und die Verständlichkeit zu erhöhen. Neben literarischen Texten gibt es auch zunehmend Informationen und Formulare von Ämtern in Einfacher oder Leichter Sprache.

was er oder sie bereits kann.» Das wachsende Selbstvertrauen ermögliche es dann, Blockaden abzubauen und sich Texten und Zahlen zu stellen. Das brauche alles viel Zeit, betont Brigitte Aschwanden. Wichtig sei auch, dass die Gesellschaft verstehe: Menschen, die nicht genügend Sprachkompetenzen haben, sind weder faul noch dumm. «Bildung ist leider auch hierzulande immer noch Glückssache, und wer Pech hatte, benötigt Unterstützung.» Katharina Kilchenmann

www.lesenschreiben-d.ch

DOSSIER: 75 Jahre danach

«Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!»



«Das Unvorstellbare beschreiben»: Margot Friedlander in ihrer Wohnung in Berlin.

Foto: Dominik Butzmann

Margot Friedlander (98) erzählt unermüdlich ihre Geschichte. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.» Die Jüdin war 21 Jahre alt, als sie in Berlin untertauchen musste, um der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Während 14 Monaten lebte sie im Untergrund. Ein Jahr vor Kriegsende wurde sie ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, das vor 75 Jahren, am 5. Mai 1945, befreit wurde. Nachdem sie 1946 mit ihrem Mann nach New York emigriert war, kehrte sie 2003 zum ersten Mal nach Berlin zurück, wo sie nun seit zehn Jahren lebt. In ihrer Wohnung erzählt sie von den Schrecken der Nazizeit und dem Glück, in der Heimat wieder zu Hause zu sein. Und sie sagt, dass in jedem Menschen etwas Gutes steckt. «Man muss es nur herausholen.»

M

argot Friedlander zieht eine Mappe aus dem mit Büchern, Ordnern und Karten überfüllten Regal, lose Papiere fallen auf den Boden. Sie klappt vorsichtig den Deckel auf, fährt mit den Fingerkuppen der rechten Hand über das gestärkte Papier. Eine Geste, die Ehrfurcht, Stolz und Staunen verrät.

«In Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste verleihe ich Frau Margot Friedlander, Berlin, das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.» Die von Christian Wulff, dem damaligen Bundespräsidenten, unterschriebene Urkunde ist mit dem 9. November 2011 datiert.

Der 9. November ist verbunden mit der Pogromnacht von 1938 und dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte: die Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden. Mordend und plündernd zogen die Nationalsozialisten durch die Strassen. Die systematische Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung war endgültig in gewaltsame Verfolgung umgeschlagen.

Friedlander war damals gerade 17 Jahre alt geworden. Ihr vier Jah-

re jüngerer Bruder Ralph hätte am 12. November 1938 seine Bar-Mizwa feiern sollen. Doch nun lief sie durch den Berliner Bezirk Charlottenburg, wo sie wohnte, an SA-Männern und Schaulustigen vorbei, in der Nase einen beissenden Brandgeruch. «Das Knirschen des Glases unter meinen Schuhen schien mir unendlich laut», schreibt sie in ihrem 2008 veröffentlichten Buch.

Mit den Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte und Synagogen ging für Margot Friedlander auch die Gewissheit zu Bruch, Deutschland sei doch ein zivilisiertes Land. Spätestens jetzt war klar, dass Adolf Hitler nicht verschwinden würde. «Wir mussten verschwinden.»

Ihr Vater verliess Berlin im April 1939, ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch, nachdem er als Besitzer eines Knopfgeschäfts enteignet worden war. Er hoffte, in Belgien in Sicherheit zu sein. 1935 hatten sich die Eltern getrennt. Der Vater starb 1942 in einem Vernichtungslager.

Die Nachricht der Mutter

Es war am Morgen des 20. Januar 1943, als Friedlander von der Nachtschicht in einem Industriewerk, wo sie als 21-Jährige Zwangsarbeit verrichten musste, nach Hause kam. Noch am Abend sollte sie mit ihrem Bruder und ihrer Mutter Berlin verlassen. Vor der Wohnung stand ein Mann in Gestapo-Uniform.

Friedlander schlich sich vorbei und klingelte bei einer Nachbarin eine Etage höher. Dort erfuhr sie, was in der Nacht geschehen war. Der Bruder und zwei Verwandte, die sich in der Wohnung aufgehalten hatten, waren verhaftet worden. Die Mutter fand die Wohnung ver-

siegelt, ihr 17-jähriger Sohn war weg. Offensichtlich war dieser letzter Fluchtversuch der Familie verraten worden. Bereits 1938 war der Mutter und den beiden Kindern die Ausreisemisslungen, weil die USA die Visa verweigert hatten.

Weil sie den Sohn nicht im Stich lassen wollte, stellte sich die Mutter freiwillig. Der Tochter hinterliess sie eine Bernsteinkette, ein Adressheft mit möglichen Verstecken und einen Satz: «Versuche, dein Leben zu machen.» Später sollte Friedlander erfahren, dass Mutter und Sohn auseinandergerissen wurden, kaum hatten sie sich gefunden. Beide starben in Auschwitz.

Als Margot Friedlander den Tag schildert, an dem sie die Mutter und den Bruder verlor, stockt ihre Stimme. Ihr Blick, der zuvor das Gegenüber immer mit freundlicher Aufmerksamkeit fixiert hatte, schweift ab und sucht irgendwo in der Berliner Dachlandschaft Halt, die an diesem erstaunlich milden Februartag hinter der halb offenen Balkontür liegt. Lily, die schwarze Katze, erhebt sich vom Bett, das in der anderen Ecke der geräumigen Einzimmerwohnung steht. Sie streckt sich, streicht durch die helle Altersresidenz auf den kleinen Balkon.

Vom Verlust der Mutter und des Bruders hat Friedlander schon hundertfach erzählt. Vor Schulklassen, in Hörbüchern, an Vorträgen, in Radiointerviews. Doch eine Routine stellt sich nicht ein, wenn schmerzhaft Erinnerungen wiederkehren.

Friedlander erzählt nun fragend, ein wenig sprunghaft auch. «Hat meine Mutter Ralph noch drücken können? Was war das für ein Abschied?» Unzählige Familien wur-

den so auseinandergerissen. «Plötzlich waren sie keine Familien mehr.»

Immer neu nach Worten tastend, versucht Friedlander, «das Unvorstellbare» zu beschreiben. Die Erinnerungsarbeit ist ihre Lebensaufgabe. «Sonst vergisst sich das doch alles wieder schnell», sagt sie ganz ohne Pathos und ohne Vorwurf in der Stimme. Den Jugendlichen ruft die 98-Jährige jeweils zu: «Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!» Wenn ihnen ihre Freiheit lieb sei, müssten sie die Erinnerung an die Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus wachhalten. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.»

Friedlander spricht die Schülerinnen und Schüler nie als Nachfahren von Tätern an. Auch von ihren Freundinnen und Freunden in Berlin will sie nicht wissen, ob deren Väter oder Grossväter an der Schoah beteiligt waren. Sie reiche allen «die Hand als Menschen». Ohnehin stecke in jedem Menschen etwas Gutes, sagt sie. «Man muss nur das Gute aus ihnen herausholen, nicht das Schlechte.» Friedlander betreibt keine Vergangenheitsbewältigung, sie hofft vielmehr, die Wiederkehr des Unvorstellbaren zu verhindern.

Sie weiss, dass sie zuweilen auch auf taube Ohren stösst. Mit der Gelassenheit des Alters und dem Anflug ihres verschmitzten, irgendwie menschenfreundlichen Lächelns, das von ihr vielleicht am stärksten in Erinnerung bleibt, sagt sie: «Lassen sich drei von 100 Leuten im Publikum von meiner Geschichte berühren, habe ich viel erreicht.»

Die Bomben der Befreier

Nachdem sie Mutter und Bruder verloren hatte, tauchte Friedlander unter. Die ersten Kontakte standen noch im Adressbuch der Mutter, dann folgte sie den Hinweisen ihrer Helfer, zwischendurch übernachtete sie auf einer Parkbank. Lange konnte sie in ihren Verstecken nie bleiben. «Ich lebte für den Augenblick, die nächsten Stunden.» Jeder

Abschied war ein Abschied für immer. Einmal musste sie überstürzt weg, damit ihre Notlage nicht ausgenutzt werden konnte.

Aus Angst, ihr Aussehen könnte sie verraten, liess sich Friedlander die Nase operieren, färbte ihre Haare. Draussen trug sie stets ein Kreuz an einer schmalen Kordel aus Garn um den Hals, das sie von einem Helfer geschenkt bekommen hatte. «Es schützte mich wie ein Talisman.»

Warum man ihr half, wusste sie nicht. Ohnehin durfte sie nicht zu viel wissen. Denn Wissen war gefährlich. Die Namen der Helfer und Helferinnen vergass sie am besten gleich wieder, um in einem möglichen Verhör niemanden zu gefährden. Während der Fliegerangriffe konnte sie nicht in die Schutzkeller. Das Risiko, entdeckt zu werden, war zu gross. Sie hockte in Hausengängen, als die Bomben der Befreier fielen.

Dann, an einem Frühlingstag im April 1944, wurde Friedlander von Greifern angesprochen. Das waren Juden, die im Dienst der Nazis nach anderen Juden suchten. Noch auf dem Weg zur Wache sagte Friedlander den Satz: «Ich bin jüdisch.»

Mit den drei Worten lieferte sie sich aus. Sie wurde in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Paradoxiere Weise wirkte das Geständnis entlastend: «Aus dem Ich war wieder ein Wir geworden», schreibt Friedlander in ihren Erinnerungen. Sie wusste sich wieder vereint mit dem Schicksal der Familie und aller anderen Juden. Im Untergrund hatte sie sich schuldig gefühlt, weil sie nicht mit der Mutter und dem Bruder mitgegangen war.

Die «leise Hoffnung», die Familie wiederzusehen, trug Margot Friedlander lange Zeit mit sich. Sie erlosch, als in Theresienstadt die Züge aus Auschwitz ankamen. «Mit Menschen, die keine Menschen mehr waren.» Viele hatten den Transport nicht überlebt. Die Toten seien kaum von den Lebenden zu unterscheiden gewesen, sagt sie. «Da starb das letzte Stück der leisen Hoffnung.» Fried-

«Hat Mutter meinen Bruder noch drücken können? Was war das für ein Abschied?» Viele Familien wurden so auseinandergerissen. «Plötzlich waren sie keine Familien mehr.»



«So ein unbeschreibliches Leben»: Margot Friedlander über die Rückkehr nach Berlin.

Foto: Dominik Butzmann



«Gefühlssachen halt»: Margot Friedlander erzählt von ihrer Befreiung.

Foto: Dominik Butzmann

Jubel und Glockenklang kündeten vom Frieden

Der 8. Mai 1945 in der Schweiz: Der Sprecher von Radio Beromünster jubiliert, die Zeitungsverkäufer rufen mit lauter Stimme: «Der Krieg ist aus!» Am lang ersehnten Tag, der zumindest Europa den Frieden brachte, war schulfrei. An vielen Ladentüren in Bern und Zürich hingen Schilder: «Wegen Frieden geschlossen». In anderen Läden fanden kleine Fahnen der Alliierten und solche mit Schweizerkreuz reissenden Absatz. Als am Abend in der ganzen Schweiz die Kirchenglocken läuteten und die Menschen zu den Festgottesdiensten strömten, schwenkten viele ihre Flaggen.

«Freunde trotz allem»

Eine Fahne war aber verhasst: die mit dem Hakenkreuz. Das deutsche Reisebüro in Zürichs Bahnhofstrasse war während des ganzen Krieges eine touristisch getarnte NS-Propagandazentrale gewesen. Hitler-Bilder und Hakenkreuze schmückten die Schaufenster. Nun schoben aufgebrachte Demonstranten die Rolläden hoch. Fensterglas ging zu Bruch. Den Schweizer Polizisten gelang es nicht, die mittlerweile 1000 Demonstranten aus-

einanderzutreiben. Deutschenhass war nun populär. Aber nicht beim Theologen Karl Barth, der als unerbitterlicher Kritiker der Nazis 1934 seinen Bonner Lehrstuhl verlassen musste. Er hatte den Hass der Zeitgenossen vorausgesehen und bereits im Januar 1945 in seinem Vortrag «Die Deutschen und wir» gemahnt: «Deutschland braucht nunmehr Freunde, Freunde, trotz allem!»

Insel oder volles Boot

Einen nachdenklichen Ton schlug am 16. Mai 1945 auch Max Wolff an, der Präsident der Zürcher Synode: «Zur Busse haben wir alle Ursache, ist doch unsere eigene Mitschuld an der Weltkatastrophe offenkundig.» Er spielte auf die hartherzige Zurückweisung jüdischer Menschen an der Schweizer Grenze an, die für die meisten den Tod in den Vernichtungslagern bedeutete. Durchgesetzt hatte sich eine andere Erinnerungskultur, die erst mit dem Bergier-Bericht ihre Gültigkeit verlor: die verschonte Schweiz, die zur Friedensinsel der «Bedrohten und Geschlagenen» wurde, wie es im Jahresrückblick der «Filmwochenschau» hiess. Dort war auch zu hören, dass die Schweiz für viele Flüchtlinge das «Rettingsboot im Sturm» geworden sei. Die Metapher vom vollen Boot, die Bundesrat Eduard von Steiger 1942 nach der Grenzschliessung in seiner Rede vor 6000 Mitgliedern der Jungen Kirche in Zürich-Oerlikon gebrauchte, wurde so wenige Monate nach Kriegsende ins Gegenteil verkehrt. bu

lander hält inne und verbirgt das Gesicht in ihren Händen. Stille. Damals war sie sich sicher: Solche Grausamkeiten konnten der Bruder und die Mutter nicht überlebt haben.

«Der Osten» hatte ein Gesicht bekommen. Bisher war er eine Vermutung gewesen. Bereits nach der Verhaftung in Berlin und später in Theresienstadt versuchten alle zu verhindern, auf Züge in den Osten verladen zu werden. Vom wahren Schrecken erfuhren sie erst jetzt.

Als die Schweizer kamen

Am 5. Mai 1945 übergaben die Deutschen Theresienstadt dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes. Oder wie Margot Friedlander sagt: «Dann kamen die Schweizer.» Statt der Hakenkreuzflagge flatterte das Rote Kreuz auf weissem Grund im Wind. Drei Tage später übernahmen die Russen das Kommando.

«In Theresienstadt wollten die Nazis etwas inszenieren, das es nie gab.» Die Propaganda versuchte, den Schein eines selbst verwalteten Ghettos aufrechtzuerhalten, und gewährte dem Roten Kreuz vereinzelte Zutritt. Nachdem die Armee der Sowjets das Lager befreit hatte, stand das Tor erstmals offen. Und Margot Friedlander staunte über das eigene Überleben.

Wirklich an die Befreiung glaubte sie erst, als die Deutschen ins Lager zurückkehrten. Aber diesmal nicht als Aufseher. Unter der Kontrolle der Russen taten sie das, was zuvor die Juden tun mussten: Strassen kehren, die Latrinen leeren. Ihr

erster Gedanke nach dem Abzug der Nazis: «Ja, es gibt einen Gott.» Auf das Zitat aus ihrem Buch angesprochen, zögert Friedlander keine Sekunde: Sie sei «immer gläubig gewesen, aber nicht fromm».

Dann sucht sie nach Worten, um zu beschreiben, wassie damit meint. Sie beginnt einen Satz, bricht ihn ab, nimmt einen neuen Anlauf. In Momenten wie jenem der Befreiung vor 75 Jahren verwende man Formulierungen, die man im normalen Leben nicht mehr brauche. «Gefühlsachen halt.» Es war «doch wirklich unvorstellbar», plötzlich ein freier Mensch zu sein. Hinaus auf die Strassen gehen zu können ohne Angst, erschossen zu werden. Den Lagerzaun entlang führen die Lastwagen der Roten Armee zur Siegesparade nach Prag. «Die Soldaten sahen so zerlumpt aus wie wir.»

In Theresienstadt traf sie Adolf Friedländer wieder, den sie noch vom jüdischen Kulturbund in Berlin kannte. Auch er hatte seine gesamte Familie verloren. Nur wenige Tage nach der Befreiung heiratete sie ihn. Der letzte im Lager verbliebene Rabbiner traute das Paar.

1946 bestiegen Adolf und Margot Friedlander ein Schiff nach New York. Sie nahmen die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Die deutschen Pünktchen auf dem «a» verschwanden aus ihrem Namen.

2003 kehrte Friedlander erstmals nach Berlin zurück, sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes. Sie folgte einer Einladung des Berliner Senats für «verfolgte und emigrierte Bür-

ger». Nicht viel erinnerte an ihre Stadt. Berlin hatte sich zweimal neu erfunden, als geteilte Stadt und im Bauboom nach der Wende.

Zehn unvorstellbare Jahre

In der Wohnung stehen viele Fotos von Empfängen, Ehrungen und Geburtstagen. Der Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier ist zu sehen. Am Tag vor dem Gespräch mit «reformiert» war Friedlander noch in der Oper, der «Rosenkavalier». Sie ist dankbar für ihr Beziehungsnetz. Dafür, «dass man mir zuhört». In Amerika habe ihre Vergangenheit niemanden interessiert. Ohnehin seien sie Europäer geblieben. Mindestens einmal im Jahr reisten sie nach Europa. Zu Verwandten

nach Italien, zu Freunden nach Zürich. «Die Schweiz liebten wir sehr.»

Nach Deutschland, in jenes Land, das seine Familie ausgelöscht hatte, wollte ihr Mann nie. Italiens Schuld hingegen und «was die Schweiz Unschönes getan hatte», interessierte ihn nicht. Als sie doch einmal drei Tage in München waren, sagte er nur: «Die schöne Stadt könnte auch in Italien sein.» Friedlander lacht. Und schweigt dann nachdenklich.

Manchmal tue es ihr «nachträglich ein bisschen leid», dass sie die Weigerung ihres Mannes, nach Berlin zurückzukehren, immer akzeptiert habe. «Hätte er dieses Berlin, in dem ich jetzt lebe, gesehen und gespürt, er hätte anders gedacht.» Und da taucht es unverhofft wieder auf,

das so oft gesagte Wort: «unvorstellbar». Doch jetzt hat es seinen Schrecken verloren. «Seit ich wieder in Berlin bin, habe ich zehn unvorstellbare Jahre verbracht.»

Friedlander freut die Anerkennung vom Staat. Glücklicherweise sind für ihr Erzählen. «Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal ein so unbeschreibliches Leben führe.» Das Geschenk, in der Heimat wieder zu Hause zu sein, hätte sie gerne mit ihrem Mann geteilt. Vorsichtig legt sie die Urkunde zurück zwischen die Bücher. Felix Reich

Margot Friedlander mit Malin Schwerdtfeger: «Versuche, dein Leben zu machen». Als Jüdin versteckt in Berlin. Rowohlt 2008.

Dieser Krieg forderte 60 Millionen Todesopfer

Mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht, die am 8. Mai 1945 in Kraft trat, ging in Europa ein verheerender Krieg zu Ende, den Deutschland am 1. September 1939 mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte. Die Zahl der Todesopfer wird auf 60 Millionen geschätzt. Im pazifischen Raum dauerten die Kämpfe noch

bis im September an. Im August 1945 warfen die USA Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab. Einen Monat später kapitulierten das japanische Kaiserreich.

Sinnlos und vergeblich

1985 bezeichnete der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 40. Jahrestag der Kapitulation den 8. Mai als «Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft». Erstmals wurde in der Bundesrepublik die Kapitulation offiziell als Befreiung interpretiert. Die meisten Deutschen hätten geglaubt, «für die gute Sache des eigenen Landes zu kämpfen», sagte von Weiz-

säcker. Doch spätestens in der deutschen Niederlage habe sich gezeigt: «Das alles war nicht nur vergeblich und sinnlos, sondern es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient.»

Zu diesen unmenschlichen Zielen der Nationalsozialisten unter Adolf Hitler gehörte die Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Rund sechs Millionen Jüdinnen und Juden wurden in den Lagern umgebracht. Darauf verwies auch von Weizsäcker: Am Anfang der Gewaltherrschaft stand Hitlers «abgrundtiefer Hass gegen unsere jüdischen Mitmenschen». Seinen Hass habe der Diktator nie verschwiegen, «sondern das ganze Volk zum Werkzeug dieses Hasses gemacht». bu

Im KZ war Albert Mülli nur noch Nr. 29331



KZ-Gedenkstätte Dachau: Klaus Schultz erzählt den Jugendlichen Verstörendes.

Foto: Sebastian Arlt

Für die Abschlussklassen der Sekundarstufe Affeltrangen TG soll das System der Konzentrationslager nicht bloss ein Kapitel im Geschichtsbuch bleiben. Die Schülerinnen und Schüler schreiten durch das Tor des ehemaligen KZ Dachau und bekommen einen Eindruck von den geschichtlichen Abgründen des 20. Jahrhunderts. Auch 53 Schweizer wurden an diese Stätte des sadistischen Nazi-Terrors verschleppt.

G

laubt es!», telegraphierte die Kriegsphotografin Lee Miller an die New Yorker Redaktion der «Vogue», um ihre Fotoreportage aus dem KZ Dachau anzukündigen. Der Horror, den sie am 30. April 1945, einen Tag nach der Befreiung des Konzentrationslagers, fotografierte, überstieg die Vorstellungskraft der Menschen in den vom Krieg verschonten USA. Lee Miller drückte auf den Auslöser, als Häftlinge ihre toten Leidensgenossen, mehr Skelett als menschliche Körper, auf einen Lastwagen stapelten. Sie dokumentierte die Sex-Zwangsarbeiterinnen des KZ-Bordells ebenso wie die Leiche eines SS-Mannes im Wassergraben, den US-Soldaten, von der angetroffenen Grausamkeit überwältigt, in Rachejustiz hingerichtet hatten.

Schüler im Schreckensreich

Ende Februar 2020, somit knapp 75 Jahre nach Kriegsende, versammeln sich drei Abschlussklassen der Sekundarschule Affeltrangen TG morgens um 6 Uhr, besteigen den Bus und erreichen nach vier Stunden Fahrt die KZ-Gedenkstätte Dachau bei München. Sie gehen durch das Lagertor mit der zynischen Aufschrift «Arbeit macht frei», durch das zwischen März 1933 und April 1945 insgesamt 200 000 Menschen geschritten sind. Mehr als 40 000 von ihnen sind nie mehr aus dem Lager zurück in die Freiheit gelangt. Viele von ihnen wurden im Krematorium verbrannt.

In den Apriltagen 1945, als der Kriegslärm täglich lauter zu hören war, fehlte das Holz, um das Krematorium zu betreiben. So wurden die Leichen, wie Klaus Schultz in seinem weichen bayrischen Dialekt erzählt, zu Hunderten vor der Anlage deponiert. Schultz ist Diakon der Evangelischen Versöhnungskirche auf dem KZ-Gelände. Mit seiner rundlichen Figur und seinem dichten Schnauz strahlt er Ruhe aus. Indes schwingt bei ihm auch nach 23 Berufsjahren als Erklärer der Schrecken des KZ-Systems immer noch Betroffenheit mit. Ganz so, als würde er zum ersten Mal Sätze aussprechen wie: «Ich versuche euch nun von einem Ort zu erzählen, von dem man eigentlich nicht erzählen kann, weil das, was hier geschehen ist, unvorstellbar ist.»

Eine Notlüge rettet Naor

Es ist mucksmäuschenstill, während Klaus Schultz vor dem Krematorium vom Tag der Befreiung erzählt. Viele der befreiten KZ-Insassen seien noch Tage und Wochen danach gestorben. Denn Hunger, aussehende Zwangsarbeit und Krankheiten wie Typhus liessen viele der ausgemergelten Gestalten nicht mehr auf die Beine kommen.

Auch nach 23 Jahren Erinnerungsarbeit und Tausenden von Schülern, die er in dieser Zeit durchs Lager geführt hat, bleibt Klaus Schultz davor bewahrt, im Leierton die immer gleichen Geschichten zu erzählen. Denn er will berühren, will die Jugendlichen mit konkreten Schicksalen konfrontieren, die sich mit den Erfahrungen der jungen Leute verbinden lassen.

So erzählt er zum Beispiel von dem jungen Litauer Abba Naor. «Der war in eurem Alter», sagt Schultz. 14 Jahre alt sei er gewesen, als er diesen Ort des Terrors betrat. Lebensrettend für Naor war eine Notlüge. Statt sein wahres Alter anzugeben, das ihn als «arbeitsunfähig» auf einen Transport in ein Vernich-

tungslager gebracht hätte, rettete er sein Leben, indem er sich als 16-Jähriger ausgab.

Ein Schweizer Schicksal

Wenn sich eine Schülergruppe anmeldet, konsultiert Schultz jeweils das Register der Dachau-Häftlinge. 53 Schweizer hat er gefunden. 53 Menschen, die in dem Konzentrationslager inhaftiert waren, in drangvoller Enge hungerten, verprügelt wurden und von Schwerarbeit gezeichnet auf ihre Entlassung warteten. «1942 ist da ein Schweizer namens Albert Mülli eingetragen», so Schultz. «Leider weiss ich nicht, ob er überlebt hat.»

Im Buch «Schweizer KZ-Häftlinge»* wird das Schicksal des 22-jährigen arbeitslosen Sozialdemokraten Albert Mülli nachgezeichnet. Unwissend reiste er 1938 mit einem Kurierauftrag nach Wien. In dem von ihm transportierten Koffer fand die Gestapo kommunistische Propaganda. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und kam 1942 nach Haftablauf nach Dachau.

Die Proteste der Schweizer Gesundheitskraft fielen lau aus. Der Verdacht, es mit einem Kommunisten zu tun zu haben, liess jedes diplomatische Eingreifen erlahmen und brachte nach dem Krieg die politische Polizei in der Schweiz auf den Plan. Sie bespitzelte Mülli, wenn er von Dachau berichtete. In seiner Fichenakte, die bis in die 1960er-Jahre geführt wurde, erzählte Mülli das Gleiche, was auch Klaus Schultz den Schülern erklärt: Wie er beim Eintreten ins KZ mit Fusstritten und Ohrfeigen empfangen wurde, wie sein ganzer Körper rasiert wurde, wie er mit Entlausungsmittel desinfiziert und schliesslich in die blaue Zebrafärbung gesteckt wurde. «Von Anfang an beraubte man die Häftlinge ihrer Würde. Mit dem Eintritt ins KZ hat jeder seinen Namen verloren und wurde nur mit einer Nummer aufgerufen», berichtet Klaus Schultz.

Albert Mülli hatte die Nummer 29331 und als politischer Gefangener einen roten Winkel aufgenäht. «Was denkt ihr, was sonst noch für Gruppen von Gefangenen nach Dachau kamen?», fragt Schultz. Juden, lautet die Antwort der Schüler. Homosexuelle werden noch genannt, und Schultz ergänzt die Liste der von den Nazis Verfolgten: Pfarrer, Bibelforscher, Sinti und Roma, weiter sogenannte Asoziale und Kriegsgefangene aus ganz Europa. Für jede Kategorie der Insassen gab es ein Symbol. Alle wurden nummeriert. Akribische Ordnung herrschte in diesem 18 Hektaren grossen Reich des Schreckens.

Über dem Appellplatz weht ein kalter Wind. Schultz erzählt, wie er vor drei Jahren an einem eisigen Februartag mit Abba Naor über den Platz ging und der Holocaust-Überlebende, eingehüllt in warme Winterkleider, sagte: «Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich damals diese Kälte ausgehalten habe.»

Der Hüter der Zeugnisse

Nebst Abba Naor hat Schultz viele andere Überlebende getroffen. Er ist ein «Zeuge der Zeugen». Denn nur wenige ehemalige Lagerinsassen leben noch und können von ihren Erlebnissen berichten. Schultz trägt ihr Zeugnis weiter. Er erzählt von den Schrecknissen, die sich auf dem Appellplatz zugetragen haben, wenn abends nach dem Zählappell der SS-Mann in bürokratischer Akribie die Zahl der Toten unter der Rubrik «Abgänge» notierte.

Vor allem gegen Ende des Krieges war das Sterben allgegenwärtig. Je mehr Polen, Russen und Juden ins Lager kamen, desto brutaler wurden die Fantasien der SS-Männer, um die Entmenschlichung voranzutreiben. Ein Lagerinsasse notierte später: «Selbst eine tote Katze auf der Strasse hätte wahrscheinlich mehr Mitgefühl ausgelöst als die Menschen, die auf dem KZ-Gelände am Sterben waren.»

Gestorben wurde auf viele Arten. Mit gebundenen Händen wurden Insassen an ein Seil gehängt. Stundenlang hingen sie in der Luft, überspannte sich ihr Körper, auf den die SS-Schergen eindroschen. Auch in der Krankenabteilung ging der Tod um, wo Menschen Unterkühlungsversuchen ausgesetzt, mit Malaria infiziert oder in der Druckkammer zu Tode gequält wurden.

Freiwillige Folterknechte

In die aufgewählten Gesichter der Schüler hinein sagt Schultz: «Die SS-Leute haben das freiwillig gemacht. Es ist eine Schutzbehauptung, dass sie dies unter Zwang tun mussten.» Ein Schüler fragt später im Bus auf der Heimfahrt: «Was die SS-Männer wohl zu Hause ihren Familien erzählt haben?» Ein anderer ist sich sicher: «Das kann sich in Europa nicht wiederholen.» Bald wollen sich die Jugendlichen von den Erlebnissen des Besuchs in der KZ-Gedenkstätte ablenken. Es wird gegamt, geschattet und geplaudert nach diesem verstörenden Tag.

Auch die Fotografin Lee Miller schien sich am Abend des 30. April 1945 mit einer künstlerisch inszenierten Performance Blut und Dreck vom KZ Dachau buchstäblich abwaschen zu wollen. Sie legte sich in der Münchner Wohnung von Adolf Hitler in dessen Badewanne und liess sich nackt von ihrem Kollegen fotografieren. Eine coole Pose, doch Alkoholismus und Depressionen sollten sie ihr weiteres Leben begleiten – nicht zuletzt auch wegen ihrer Kriegerlebnisse.

Den einstigen Häftling Alfred Mülli verfolgte das KZ ebenso bis zu seinem Tod 1997. Als Demenzkranker rief er immer wieder, als würde er zum Appell antreten, im zackigen Ton seine KZ-Nummer: «29331!» **Delf Bucher**

*B. Spörri, R. Staubli, B. Tuchschmid: Schweizer KZ-Häftlinge. NZZ Libro, 2019, 320 Seiten, Fr. 48.–.

«Diese Abschottung ist bestürzend»

Fussball Eigentlich wollte sich Bänz Friedli zur anstehenden EM äussern. Dass sie nun ausfällt, stört den Kabarettisten nicht. Im Gegenteil, die aktuelle Situation führe ihm deutlich vor Augen, was wirklich wichtig sei.

Seit Ende März gibt es weltweit keine Sportanlässe mehr. Auch keine Fussballspiele. Leiden Sie unter Entzugerscheinungen?
Bänz Friedli: Die Trainings und Spiele mit meinen Fussballkollegen auf dem Schuttplatz fehlen mir sehr. Es hat mich auch extrem gereut, nicht an das EM-Qualifikationsspiel der Schweizer Frauen in Belgien fahren zu können. Aber all das, was das internationale Fussballbusiness normalerweise bietet, vermisste ich keine Sekunde. Den abendlichen Blick auf die Resultate in der Sport-App ebenfalls nicht.

«Es gibt im Moment Wichtigeres als Fussball.»

Was denken Sie, warum ist das so? Vielleicht, weil die «schönste Nebensache der Welt» sich nun eben wirklich als Nebensache erweist. Es gibt im Moment Wichtigeres als Fussball. Als denkender Mensch muss man sich den Sport mit all seinen Begleiterscheinungen wie Korruption, Rassismus und Fangewalt ohnehin dauernd schönreden. Trotzdem schaue ich mir gerne mal ein Spiel an und schalte beim Betreten des Stadions das Hirn aus. Man darf nur nicht vergessen, es nachher wieder einzuschalten.

Sie sind bekennender Frauenfussballfan und behaupten, dort gehe es etwas weniger schlimm zu. Sogar überhaupt nicht schlimm! Weil es nicht primär um Geld geht, sondern um hervorragende, faire, schlaue Spielerinnen – und um Gleichberechtigung. Es ist doch be-



Bänz Friedli arbeitet gern und oft im Homeoffice.

Foto: Patrick Gutenberg

schämend, dass der Star Neymar allein gleich viel verdient wie alle 1700 weiblichen Profis der Welt zusammen! Um den Männerfussball noch goutieren zu können, müssen meine Freunde und ich das widerliche Milliardengeschäft ausblenden und nostalgisch in den Bubentraum von einst eintauchen.

Trotzdem können grosse Turniere wie die EM, die dieses Jahr hätte stattfinden sollen, die Menschen

auch verbinden. Alle haben dasselbe Thema – ähnlich wie es jetzt in der Situation mit Corona ist. Oder etwa bei extremen Wetterlagen: Wenn zum Beispiel viel Schnee fällt, schafft das mehr Nähe als üblich, man kommt an der Bushaltestelle ins Gespräch. Dass nun aber Nachbarn von uns wegen Corona eine «Wir, nous, noi, nus»-Fahne mit Schweizer Kreuz raushängen, finde ich absurd. Auch Boris Johnson beschwört den Kampf gegen

das Virus als «nationale Schlacht», dabei ist die Pandemie gerade das Gegenteil. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit sind alle Erdteile gleichermassen bedroht, und was passiert? Alle Staaten machen dicht. Auch die viel gepriesene Solidarität der Schweiz hat offensichtlich Grenzen, nämlich Landesgrenzen. Die Flüchtlinge auf Lesbos sind uns egal. Diese Art von Abschottung ist bestürzend.

Trotzdem war sie aus epidemiologischer Sicht vielleicht sinnvoll. Das kann ich nicht beurteilen. Aber Grenzgängerinnen, die hier unsere Dementen pflegen, lassen wir dann rein? Okay, unsere Regierung hat in der Krise Stärken gezeigt. Dennoch mache ich mir grosse Sorgen um die Folgen des Shutdown. Und zwar mehr um den Sportladen, die Blumenfrau und die Chemische Reinigung bei uns im Quartier als um mich selbst.

Viele Ihrer Bühnenauftritte wurden abgesagt. Mit welchen Folgen? Keine Auftritte, keine Gagen, kein Bücherverkauf, null Einkommen. Meine Auslagen für Grafikerin und Druckerei laufen weiter, die Lebenskosten sowieso. Und Ausfälle sind nur bedingt nachzuholen. Es fehlt auch die Inspiration, die es nur bei Liveauftritten gibt. Doch vielen Leuten geht es noch viel mieser als uns Künstlerinnen und Künstlern.

Wie erleben Sie es, zu Hause zu bleiben?

Die Ruhe, die dadurch entsteht, finde ich grossartig. Auch, dass wir als Familie so viel Zeit miteinander verbringen, ist ein Geschenk. Social Distancing erlebe ich nur als Physical Distancing, sozial ist man sich ja näher. In der Nachbarschaft sind wir nun aufmerksamer, hilfsbereiter. Und ich merke, wer und was mir wichtig ist. Die Spreu trennt sich vom Weizen: Freunde, die man lange nicht gesehen hat, rufen an und fragen, wie es geht. Wunderbar.
 Interview: Katharina Kilchenmann

Bänz Friedli, 55

Bänz Friedli ist Autor, Kabarettist und Sprachkünstler. Er schreibt Kolumnen, Essays und Bücher, gestaltet satirische Radiobeiträge und ist mit seinen Bühnenprogrammen unterwegs. Eben ist sein neuestes Buch «Der Wal im See» mit Geschichten über das Daheimsein im Unterwegssein im Knapp-Verlag erschienen.

Kindermund



Was ist mehr wert: ein Kind, eine Kuh oder ein Bild?

Von Tim Krohn

Seit Corona fahren kaum noch Autos durch die Val Müstair, es ist ganz, als hätten wir endlich die lang umkämpfte Umfahrung. Bigna spielt nun oft auf der Strasse, am liebsten vor unserem Haus. Es ist eine der engsten Stellen, mehr als ein Auto hat nicht Platz, Fussgängerweg gibt es keinen. Um an Bigna vorbeizukommen, musste der Fahrer jeweils ganz schön zirkeln, sie presste sich an die Hauswand und rief: «Zwei Meter Abstand, Dummkopf.»

Am Nachmittag kam sie mit Strassenkreide wieder, setzte sich mitten auf die Fahrbahn und begann zu malen. Es dauerte ziemlich lange, bis ein Auto kam, dummerweise war es Bertram, einer unserer Polizisten. Er stieg aus und betrachtete ihr Werk, dann erklärte er: «Das sind zwar sehr schöne Osterhasen, trotzdem ist es keine gute Idee, auf der Strasse zu malen. Hier fahren Autos.» «Das sind keine Hasen, sondern Kühe», erklärte Bigna gereizt, «das ist ein Alpaufzug. Und zum Alpaufzug müssen die Autos warten. Das ist auch in echt so.»

Mittlerweile hatte sich eine kleine Kolonne gebildet. «Trotzdem muss ich dich bitten, jetzt zur Seite zu gehen.» Bertram trug schon mal das Kübelchen mit der Kreide von der Strasse. «Willst du, dass sie die Kühe überfahren?», fragte Bigna und wollte weitermalen. Doch Bertram hob sie kurzerhand hoch und trug sie von der Fahrbahn. Bigna zappelte und wehrte sich. «Mörder», schrie sie, «zwei Meter Abstand, jeder hält zwei Meter Abstand!»

Ich hatte von der Treppe aus zugehört, kam herunter und nahm ihm das Kind ab. Entschuldigend sagte er: «Ich wüsste auch gern, welcher Idiot dafür verantwortlich ist, dass der Bau der Umfahrung von Jahr zu Jahr verschoben wird. Für die Kinder hier ist Corona tatsächlich ein Segen. Trotzdem muss ich meine Pflicht tun.» Ich trug Bigna die Treppe hoch, und wir sahen zu, wie Bertram den Verkehr regelte und den kleinen Stau auflöste. Bigna klagte: «Er hätte mich nicht anfassen dürfen, oder?» «Nein, aber er hat es bestimmt nur gut gemeint.» Bald war die Strasse wieder leer. Bigna fragte: «Wie findest du meinen Alpaufzug?» Ich nickte. «Nicht schlecht, aber es fehlen noch die Hirten.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Von Adam bis Zippora

Abraham

Würden Sie Ihren eigenen Sohn opfern? Mit Opfermesser und einem Holzstoss, auf dem der Leichnam verbrannt werden soll? Sicher nicht. Abraham jedoch war dazu bereit. Gott hatte es ihm befohlen. Er schichtete Holz für das Feuer auf, fesselte den Knaben und hob das Schlachtmesser. Da gebot ihm ein Engel Einhalt. Gott habe nun gesehen, dass er ihm so ergeben sei, dass er sogar seinen Sohn für ihn hergeben würde. Abraham durfte seinen Sohn wieder losbinden.

Diese Geschichte steht in der Bibel im Zweiten Buch Mose, Kapitel 22. Noch viel mehr ist über Abraham nachzulesen. Mit seinen Eltern wanderte er aus dem Zwei-

stromland in die heutige Türkei ein und zog später mit seiner eigenen Sippe als Rinder- und Schafzüchter weiter ins Land am Jordan. Er soll ungefähr 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt haben. Ein prägender Charakterzug war seine Frömmigkeit: Er suchte und fand jenen Gott, der später zum Gott des Volkes Israels wurde, baute ihm Altäre und vernahm sein Wort. Er hatte zwei Söhne: Isaak, dessen Familie zum Volk Israel anwuchs, und Ismael, Stammvater der arabischen Völker. Auch der Stammbaum Jesu geht auf Abraham zurück. Deshalb nennt man das Judentum, das Christentum und den Islam die drei abrahamitischen Religionen. Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Personen vor.



Cartoon: Heiner Schubert

Die erstarkte Solidarität soll bleiben

Sozialdiakonie Kirchliche Sozialarbeit hat sich mit Corona verändert. In Bern ist mehr Nothilfe für existenziell bedrohte Menschen gefragt. Und doch sei die Situation auch eine Chance für Gesellschaft und Kirche, sagen Mitarbeitende.

«Kirche ist da, wo Menschen sind. Mir ist es ein Anliegen, dass sie sich nicht zurückzieht.» Ziemlich schnell nennt Daniel Krebs in einem längeren Gespräch, was ihm mit Blick auf die Corona-Krise am wichtigsten ist. Der Leiter der Sozialdiakonie der Kirchgemeinde Bümpliz wird im Herbst pensioniert und blickt auf eine lange Erfahrung zurück. «Alles ist völlig verändert bei unserer Arbeit. Und dass das Sonntagscafé, der Mittagstisch und Tischleindeck-dich geschlossen sind, bewegt mich sehr.»

Die Situation betreffe auch viele der 50 Freiwilligen. Dieser Bereich habe völlig neu organisiert werden müssen mit jüngeren Leuten, da die meisten über 65-jährig seien, sagt Krebs. «Glücklicherweise konnten wir uns dem System der SP Bümpliz anschliessen, die früh etwas auf die

Beine stellte.» Krebs hofft nun, dass die Solidarität von der jüngeren für die ältere Bevölkerung andauert und wächst – «das wäre toll!»

Ansturm noch erwartet

In der Sozialberatung zeige sich schon jetzt, dass es für viele Menschen, die ohnehin schon wenig haben, schwierig ist. «Den Ansturm erwarte ich aber noch, wenn Personen mit Kurzarbeit und weggefallenen Zusatzverdiensten die Rechnungen nicht mehr bezahlen können», sagt der Sozialarbeiter. Ebenso werde es viele Migrantinnen und Migranten treffen, die sich oftmals deutlich unterhalb des Existenzminimums bewegten, weil sie nicht Sozialhilfe beantragen wollten.

In der Kirchgemeinde Nydegg ist das weniger ein Problem, sagt die Sozialarbeiterin Lilian ter Meer.



Lilian ter Meer: «Auch Kontakte auf Distanz sind wichtig.» Foto: Annette Boutellier

Doch auch in diesem Mittelstandsquartier gebe es Fälle, wo finanzielle Sorgen existenziell werden. «Bei einer Frau ist der Job weggefallen, 900 Franken im Monat fehlen.» Solche Situationen seien dann doppelt prekär: Häufig pressiere es und könne nicht so gründlich abgeklärt werden. Zwar könne vieles über Mail und Telefon abgewickelt werden, sagt ter Meer. «Aber auch kurze Kontakte auf Distanz sind wichtig.» Übers Ganze gesehen, müsse man sich bewusst sein, dass Kirchen und Hilfswerke nur begrenzt Nothilfe leisten könnten.

Gut versorgte Senioren

Noch stärker als in der Sozialberatung stehen bei Franziska Grogg direkte Begegnungen im Zentrum. Sie ist zuständig für die Seniorenarbeit bei der Kirchgemeinde Petrus.

Die sehr alten Leute hätten kaum Social Media oder Mail, oft nicht einmal einen Computer. «Häufig erschwert Schwerhörigkeit noch die Kommunikation per Telefon.» Sie suche in ihrem völlig veränderten Arbeitsalltag daher alternative Formen, sagt Grogg – und schreibt Brie-

«Den Ansturm von Personen mit Kurzarbeit erwarte ich noch.»

Daniel Krebs
Sozialdiakonie Kirchgemeinde Bümpliz

fe mit schönen alten Fotos, Gedichten sowie Rezepten der Kochenden vom Mittagstisch. Die meisten Senioren seien aber gut versorgt, wie sie sagten. Wo nicht, wird geholfen: «Die Hilfsbereitschaft im Quartier ist gross.»

Dass Einsame den Kontakt per Telefon schätzen, erfährt auch Regula Rhyner. Die Arbeit der Sozialdiakonin der Kirchgemeinde Heiliggeist sei auf einen Schlag anders geworden, berichtet sie. Anlässe für die Jugend und Generationenprojekte gebe es kaum mehr.

Die Chance der Zeit

Rhyner springt dafür im Präsenzdienst in der Offenen Kirche ein. Die zentralste Kirche Berns beim Hauptbahnhof ist weiterhin geöffnet. Aber die Freiwilligen, die sonst für Besuchende da sind, gehören altersmässig zur Risikogruppe. Der Dienst sei jedoch eine wichtige Sache, findet Rhyner. «Die Personen, die uns aufsuchen, beschäftigt die Lage.» Manche hätten finanzielle Probleme, Ängste und Sorgen, manchen fehle emotionale Nähe oder einfach Gemeinschaft.

Auf der anderen Seite sieht Regula Rhyner auch die Chance der Situation. «Ich habe Zeit. So kann ich Leute enger begleiten, selbst wenn es per Telefon ist. Es eröffnet Kapazitäten und eine Konzentration, die den Austausch tief und intensiv macht.» Das sei überaus wichtig und eine Chance für die Kirche: Einfach da zu sein, Hoffnung zu schenken. «Wir müssen schauen, dass das auch nach Corona weitergeht», sagt Rhyner. Marius Schären

INSERATE



Kurse und Weiterbildung

Theologie erleben – Evangelischer Theologiekurs
Neuer Kursstart in Bern: 2020–2023
1. Kursjahr: 11.08.2020–06.2021
2. Kursjahr: 08.2021–06.2022
3. Kursjahr: 08.2022–06.2023
Jeden Dienstag, 17.30–20.30 Uhr, (ohne Schulferien) sowie einzelne Exkursionen
Campus Muristalden, Muristrasse 8, Bern
Anmeldeschluss: 15.06.2020

Sekretariats-Forum
Eine Informations- und Austauschplattform für Sekretäre/Sekretärinnen und Verwalter/-innen
19.08.2020, 09.30–12.00/13.30–16.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 23.07.2020

Kirchgemeinderatspräsident/in werden
Vorbereitung aufs Kirchgemeinderatspräsidium oder für neuere Präsidentinnen und Präsidenten
20.08., 03.09., 16.09.2020, 18.00–21.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 11.08.2020

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Auf und davon! Seniorenferien von A bis Z
Tipps und Tricks aus der Praxis – für die Praxis
27.08.2020, 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 08.08.2020

Mit dem E-Bike zwischen Himmel und Erde
Die Gastfreundschaft der Velowegkirchen vor Ort erleben und geniessen!
05.09.2020, 09.00–ca. 18.15 Uhr
Start und Ziel: Stadtkirche Burgdorf – dazwischen weit unterwegs
Anmeldeschluss: 20.08.2020

Pfefferstern – Informations- und Schulungsanlass
Gemeindeübergreifende Kommunikationsplattform mit buchbaren Erlebnissen
18.09.2020 oder 20.11.2020
10.00–12.00 Uhr: Informationsanlass
13.30–16.30 Uhr: Schulung für Kirchgemeinden, die einen Account lösen wollen
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: Jeweils 10 Tage vor dem Anlass

Lebensübergänge
Nach Bedarf bereiten wir in Ihrer Kirchgemeinde einen Anlass oder einen Veranstaltungszyklus vor, welcher die Lebensübergängen und den markanten Wendepunkten in den mittleren und reifen Erwachsenenjahre beleuchtet.
Auskunft: Heidi Minder Jost, 031 340 25 07,
heidi.minder@refbejuso.ch



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure



Änderungen aus
aktuellem Anlass
vorbehalten.

reformiert.

Die App von «reformiert.»
noch heute heruntergeladen
unter punktsieben.ch



Ihre Spende hilft der
Urbewölkerung
Indiens. Danke.



HEKS
EPER

Im Kleinen Grosses bewirken.
PC 80-1115-1 www.heks.ch



**Kinder fördern
Glauben entdecken
Familien stärken
Kirche leben**

www.kindundkirche.ch
VERBAND KIND UND KIRCHE



80 Jahre Unterwegs Du
Partnervermittlung
persönlich - beratend - begleitend
www.zum-du.ch
052 536 48 87



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Fotoprojekt

Zusammen wohnen auf Distanz

In Zeiten von Lockdown, Homeoffice und Fernunterricht porträtieren Lisa und Remo Ubezio Familien, Wohngemeinschaften, Paare und Einzelpersonen in ihrem begrenzten Wohnraum. Mit Bild und Text kreieren sie ein Zeitzeugnis der historischen Corona-Krise. Ausgewählte Arbeiten werden laufend auf ihrer Website publiziert. Seien Sie Teil davon, melden Sie sich bei den Projektverantwortlichen. ki

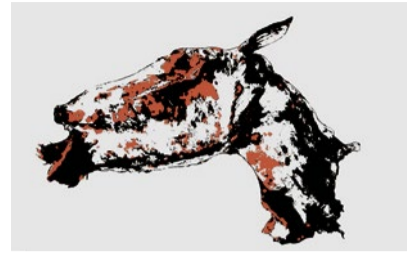
#togetherathome, Wohngemeinschaften in Zeiten von Corona, Lisa und Remo Ubezio. www.togetherathome.ch



Social Distancing schafft neue Formen von Nähe.

Foto: zvg

Buch



Der Schimmelreiter

Illustration: zvg

Klassiker der Literatur in Einfacher Sprache

Der Originaltext von Theodor Storm wird in einfacher Sprache nacherzählt. Dabei werden schwierige Wörter erklärt und in kurzen Sätzen ein grosses Werk zugänglich gemacht. Damit die Geschichte des Schimmelreiters auch wirklich alle mitlesen können. ki

Theodor Storm: Der Schimmelreiter in Einfacher Sprache. Passanten-Verlag, Fr. 16.–. www.passantenverlag.de

Broschüre



Was kommt denn da?

Illustration: zvg

Einfache Antworten auf schwierige Fragen

Was macht das Coronavirus mit uns? Warum ist der Kindergarten oder die Schule geschlossen? Warum sollte man seine Grosseltern nicht mehr umarmen? Einfache Antworten auf komplexe Fragen für neugierige Kinder. Ergänzt mit pfiffigen Illustrationen. ki

Priska Wallimann, Marcel Aerni: Corona – Das Virus für Kinder erklärt. Wörterseh-Verlag, Fr. 9.90. www.woerterseh.ch

Agenda

Radio und TV

Gottesdienste im Berner Oberland

jeweils 9–10 Uhr
Radio Beo, 88,8 MHz
– 3. Mai, Ref. Kirche Wimmis
– 10. Mai, Pflingstgemeinde Frutigen
– 17. Mai, Christkath. Gemeinde Thun
– 21. Mai, Ref. Kirche Thun Schönau
– 24. Mai, Ref. Kirche Reutigen

Christkatholischer TV-Gottesdienst

Unter dem Motto «Perlen des Glaubens, Perlen der Musik» gestaltet Pfarrer Lars Simpson gemeinsam mit der Organistin Merit Eichhorn und dem Trompeter Basil Hubatka den christkatholischen Gottesdienst aus Zürich.

So, 3. Mai, 10 Uhr, TV SRF 1

Radio-Gottesdienste

jeweils 10–10.50 Uhr
Radio SRF 2, Radio SRF Musikwelle
– 10. Mai, Freikirchlich, Wisen
– 17. Mai, Ev.-ref., Hirzel
– 21. Mai, Ev.-ref., Zürich
– 24. Mai, Ev.-method., Baden

Angelika Waldis – eine Autorin, die nicht mehr an Gott glaubt

Die Geschichten von Angelika Waldis handeln von den ganz grossen Fragen: Liebe, Leben, Sterben, Religion und Gott. Eine Perspektiven-Sendung über die Gründerin der Zeitschrift «Spick» und Autorin der Bücher «Aufräumen» und «Ich komme mit».

So, 10. Mai, 8.30 Uhr, Radio SRF 2

Vier singende Theologiestudenten und eine Hebamme

Woher kommen wir? Was ist der Sinn des Lebens? Solche Fragen haben vier junge Männer dazu gebracht, Theologie zu studieren. Jetzt sind sie, zusammen mit einer Hebamme, die Band Adam's Wedding und denken singend über die Bibel und die Religion nach.

Do, 21. Mai, 8.30 Uhr, Radio SRF 2

Religionspodcasts – was gibts Neues?

In der Pandemiezeit sind digitale Angebote gefragt wie nie zuvor. Auch religiöse Inhalte sind wichtiger und beliebter geworden. Die Sendung Perspektiven stellt neue Angebote vor.

So, 24. Mai, 8.30 Uhr, Radio SRF 2

Kirchenfenster

Mütter aus drei Generationen erzählen am 5. Mai über Aufgaben, Rollen und Familienverständnis. Am 12. Mai steht der Freiwilligeneinsatz für Bergbauern im Zentrum. Vom Pilgern und wie man Brot, Wasser und Blasenpflaster teilt, berichtet die Sendung vom 19. Mai. Jeweils 21–22 Uhr, Radio Beo, 88,8 MHz

Römisch-katholischer Gottesdienst

Zu Pfingsten feiert die Kichgemeinde Rotmonten einen festlichen Gottesdienst unter der Leitung der Pfarreibeauftragten Vreni Ammann. Höhepunkt ist der Tanz des indischen Jesuitenpaters Saju George. Die Messe leitet sein Ordensbruder P. Toni Kurmann SJ. So, 31. Mai, 10 Uhr, TV SRF 1

Podcasts und Apps

Wie weiter?

Hoffnung trotz Coronavirus! Mike Gray, Andrea Bianca, Carina Russ und Achim Kuhn sowie weitere Pfarrerinnen und Pfarrer erzählen in der reformiert.-Videoserie «Wie weiter?» Ermutigendes gegen die Einsamkeit und die Angst.

reformiert.info/ermutigungen

Über Gott und die Welt

Die deutsche katholische Ordensfrau und Kinderdorfmutter Jordana Schmidt und der evangelische Journalist Andreas Öhler von der «Zeit»-Beilage «Christ & Welt» diskutieren in einem Podcast über Gott und die Welt. In der ersten Folge beleuchten sie die Frage: «Gott in der Krise?»

www.die-nonne-und-der-journalist.podigee.io

Reflab

Täglich bietet das Reflab der Zürcher Landeskirche mit Blogs und Podcasts Impulse, Zitate, Bilder, Videoclips und Beiträge zu aktuellen Fragen.

www.reflab.ch

I aller Rueh – zuhören

Die Kirchgemeinde Muri-Gümligen bietet jeden Tag Gedanken, Bilder und Töne zum Hören oder Sehen.

www.rkmg.ch/podcasts

Gutes Wort zur rechten Zeit

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Grenchen-Bettlach teilen auf «Wort-zur-Zeit» ihre Gedanken und Klänge in turbulenten Zeiten.

www.wort-zur-zeit.jimdosite.com

Orgelwurm und Chilemarder

Die Berner Theologiestudentin Lea Zeiske schreibt Kindergeschichten. Diese liest sie in Videos vor, die sie auf ihrer Webseite und auf Youtube teilt.

www.reflektionenblog.wordpress.com

Videogesichten

Die Organistin und Kinderchorleiterin Elisabeth Inaebnit und die Katechetin Franziska Grau erzählen auf Youtube bewegte Geschichten für Kinder und Junggebliebene.

Youtube: Kik KG Kerzers

Leserbriefe

reformiert. 4/2020, S. 1
«Von guten Mächten wunderbar geborgen»

Radikal gewaltfrei

Dietrich Bonhoeffer sah schon früh das Verhängnis eines Weltkriegs kommen und wollte nicht nur Gandhi besuchen, sondern rief 1934 in Fanö die christlichen Kirchen mit beschwörenden Worten zu einem ökumenischen Weltkonzil auf, das ein machtvolleres Wort des Friedens in die Welt des Hasses und der Kriegstreiberei der Nazis hinausrief sollte. Doch sein Verhängnis war, dass die christlichen Kirchen während 2000 Jahren weitgehend blind blieben gegenüber den immensen Chancen, die Jesus mit seiner Botschaft der Gewaltlosigkeit und Feindesliebe eröffnete.

Aktive Gewaltfreiheit braucht Zeit. Sie versucht schon in Friedenszeiten Diskriminierung, Unrecht und Ungleichheit mit Mut, Ausdauer, Einsatz- und Leidensbereitschaft zu überwinden. Hätte man Bonhoeffer nicht umgebracht, wäre er wohl zu einem radikalen Gewaltfreien geworden. Einer, der bis heute Vorbild wäre für all jene, die sich in vielen Friedensbewegungen engagieren.

Wann machen sich auch die Kirchen offiziell den schwierigen Ruf Christi zur gewaltfreien Nachfolge zu eigen, indem sie Friedensstifterinnen und Mittel freistellen und Friedensprozesse tatkräftig im Dialog, mit Mediationen, mit Schutzpräsenz und Ausbildung in aktiver Gewaltfreiheit, mit Wahrheitskommissionen ins Rollen bringen? Ich denke, mit mutigen Friedenseinsätzen, die im Einklang stehen mit ihrer Botschaft, könnten die Kirchen – gerade auch in den Augen der jungen Generation – wieder mehr Glaubwürdigkeit gewinnen!

Ueli Wildberger, Zürich

Herzstärkend

Es war ein verstörender Besuch bei der «Gedenkstätte Flossenbürg» nahe der tschechischen Grenze, wo auch Bonhoeffer gefangen gehalten wurde. Der Eingang, bei dem in grossen Lettern steht: «Arbeit macht frei», führt zum Park mit Mauerresten, einigen Gebäuden, Spazierwegen, Ofen; Baracken und Bauten wurden abgerissen. In Flossenbürg zwangen die Nazis Menschen zur Arbeit in den Granitbrüchen. Bei Kriegsende schickte man

Tausende Geschwächte auf «Todesmärsche», nur wenige überlebten. Ein Lageplan zeigt die Dimension der Gräuel. Beklemmend der Gedenkraum mit den vielen Namen, sehr viele mit kurzer Lebenszeit; spürbar auch der Respekt gegenüber diesen Namen.

In Bonhoeffers Gedicht «Von guten Mächten wunderbar geborgen» ist Hoffnungskraft, Liebe zu den Menschen und Glauben an Gott gebündelt, ein herztärkendes Gebet.

Irène Lehmann, Oberglatt

reformiert. 4/2020, S. 4
«Kollektives Eieressen finde ich unsinnig»

Verantwortungslos

Bei allem Respekt, dieses Interview ist ja wohl aus der Zeit gefallen: Menschen kommen an Ostern zusammen, die Gesellschaft feiert kollektiv, die Familie trifft sich, wir besuchen Freunde. Nur als Wunschen ist dieses Szenario möglich, und es jetzt so zu postulieren, scheint mir verantwortungslos.

Stefanie Lotze, Fräschels

reformiert. 4/2020, S. 12
Gretchenfrage an Kurt Aeschbacher

Fragwürdig

Ich wundere mich, dass Kurt Aeschbacher für sein Meditieren oder um «der Zeit Zeit zu geben» die Stille einer Kirche beansprucht. Wo er doch mit Religion und Glaube «gar nichts am Hut» hat. Wie passt das zusammen? Er nutzt also häufig kirchliche Infrastrukturen, vermutlich von verschiedenen Landeskirchen, für seine persönlichen Bedürfnisse. (Will er dort gesehen werden?) Und dies, ohne bei der einen oder anderen Kirche Kirchensteuern zu entrichten. Einmal mehr öffnet «reformiert.» seine Spalten Personen mit einem fragwürdigen Verhältnis zum Glauben. Besser wäre es, Menschen mit einer positiven, vorbildlichen Einstellung zu Glaubensfragen anzuhören. An solchen mangelt es nicht. Denn Destruktives gibt es in anderen Medien genug zu lesen.

Martin Freitag, Lyss

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Korrigendum

reformiert. 4/2020, S. 1
«Von guten Mächten wunderbar geborgen»

In Berlin geschrieben

Dietrich Bonhoeffer schrieb sein Gedicht «Von guten Mächten» im Dezember 1944 im Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamts an der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin. Es entstand nicht wie im Artikel fälschlicherweise geschrieben im Konzentrationslager Flossenbürg. Dorthin wurde Bonhoeffer erst im Februar 1945 überstellt. Am 9. April 1945 wurde der Theologe und Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten ermordet. red

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 348 817 Exemplare (WEMF) 30950 reformiert. Bern: Erscheint monatlich

Herausgeber: Verein reformiert. Bern | Jura | Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruck.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen
Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
reformiert@merkurdruck.ch

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 6/2020
29. April 2020
Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Aufgehen in Weite, Humor und Kreativität

Gemeinschaft Ursina Rüfenacht überlegt sich, der Kommunität Don Camillo in Montmirail beizutreten. Motiviert geht sie nun ins zweite Probejahr.



Das Anwesen der Kommunität in Montmirail ist gross. Ursina Rüfenacht packt überall mit an.

Foto: Alexander Jaquemot

Eigentlich hätte Ursina Rüfenacht an diesem Apriltag eine bernische Konfraturne durch Montmirail geführt. Für den Nachmittag war ein Team-Building-Parcours geplant. Wegen des Lockdown sitzt sie stattdessen in ihrem Wohnzimmer im historischen Gebäudekomplex und erzählt per Videoanruf, warum sie sich auf eine Probezeit in der evangelischen Kommunität Don Camillo eingelassen hat.

Seit letztem Juli lebt die 43-Jährige auf dem prächtigen Landgut zwischen Bieler- und Neuenburgersee. 2015 war sie schon als Volontärin in Montmirail. «Ich habe damals sehr viel Weite, Ernsthaftigkeit, Humor

und Kreativität erlebt.» Den Traum, in einem grossen Haus mit vielen Menschen zu leben, hatte sie schon immer. Im grossen Gästehaus empfängt die Kommunität Menschen für Ferien, Seminare, aber auch für längere Auszeiten. Sie bietet zudem Plätze für Zivildienstleistende und Volontäre und ist eng verbunden mit einer Einrichtung auf dem Anwesen, die Jugendlichen bei der Integration in den Arbeitsmarkt hilft.

Mehr als ein Job

Zwei Jahre Probezeit fand Ursina Rüfenacht erst sehr lang. Inzwischen sieht sie das anders. Wenn man zusammen arbeite und lebe, gehe es

um mehr als einen Job oder eine Wohnung. Und sie fügt an: «Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.» Da brauche es immer neu die Bereit-

Ursina Rüfenacht, 43

Nach der Ausbildung zur Ernährungsberaterin war sie in der Forschung tätig, hat sich in Grafik und Erlebnispädagogik weitergebildet, in SAC-Hütten gearbeitet und engagiert sich neben den Aufgaben in Montmirail für das Projekt «Tavolata», das Menschen zu Tischgemeinschaften verbindet.

schaft, sich mit dem Gegenüber und sich selbst auseinanderzusetzen, Gewohnheiten und feste Vorstellungen loszulassen. Der Glaube spielt für sie hier eine wichtige Rolle. «Gott ist mittendrin in diesem grossen Ganzen, er trägt mit.»

Zusätzlich zu ihren Aufgaben in der Kommunität macht Rüfenacht derzeit eine Vertretung in Aktivierungstherapie in einem Pflegezentrum. Danach wird sie sich nach einer Festanstellung umsehen; sie möchte weiterhin auch ausserhalb von Montmirail arbeiten.

Einkommen teilen

Der auswärts erwirtschaftete Lohn kommt in die gemeinsame Kasse. Das Zusammenleben in Montmirail wurde in mancher Hinsicht den unterschiedlichen Bedürfnissen von Einzelpersonen, Paaren und Familien angepasst. Alle leben in eigenen

«Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.»

Wohnungen und kochen meist für sich selbst. Doch am Teilen der Einkünfte hat man festgehalten. Alle bekommen den gleichen Grundlohn fürs Nötigste, egal ob sie auswärts oder in Montmirail arbeiten.

Für weitergehende Bedürfnisse erstellt jeder Haushalt ein Jahresbudget, das gemeinsam besprochen wird. Den Umgang mit Geldfragen unter den 18 erwachsenen Mitbewohnenden erlebt Rüfenacht als entspannt. «Ich leiste mir zum Beispiel Paddelferien in Schweden, dafür verzichte ich auf den Yoga-Kurs und übe allein.» Man versuche, einander besondere Wünsche zu ermöglichen, etwa eine Auszeit oder spezielle Ferien.

Im Sommer will Rüfenacht Zwischenbilanz ziehen und das zweite Probejahr bewusst mit Blick auf die anstehende Entscheidung angehen. «Würde es für mich hier gar nicht passen, hätte ich das vermutlich bereits gemerkt», sagt sie. Wichtig ist ihr, für mehr spontanes, unkompliziertes Miteinander auch ausserhalb der Tagzeitengebete und des Sonntagsgottesdienstes zu sorgen. Einfach ab und zu zusammen zu essen und entspannt etwas Zeit miteinander zu verbringen. «Schliesslich sind wir Menschen mit Geist, Seele und Körper.» Christa Amstutz

Gretchenfrage

Daniel Koch, Corona-Delegierter BAG:

«Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Koch?

Ich bin im Oberwallis streng katholisch aufgewachsen. Dass ich Messdiener war, gehörte einfach dazu. Die Werte, die mir damals vermittelt wurden, prägen mich bis heute, aber die Religion und der Glaube sind für mich weit weg.

Hat daran auch die aktuelle Bedrohung durch das neuartige Virus nichts geändert?

Nein, ich fühle mich auch nicht eigentlich bedroht, habe aber durchaus Respekt vor dem, was uns gerade sehr beschäftigt. Mehr Sorgen bereitet mir, dass die momentane Krise bei vielen Menschen Angst auslöst, Angst vor der Krankheit, vor den wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Folgen. Jeder muss da seinen eigenen Weg finden, wie er damit umgeht. Wenn der Glaube dabei unterstützt, ist das sehr wertvoll.

Wo finden Sie Ausgleich zu Ihrem aktuellen Berufsalltag mit vielen öffentlichen Auftritten?

Ich bin regelmässig mit meinen zwei Hunden draussen unterwegs. Das Bewegen in der Natur und die Tatsache, dass wir drei ein gutes Team sind, erlebe ich als erfüllend.

In den Medien wirken Sie immer sehr ruhig und unerschütterlich. Entspricht das Ihrem Naturell?

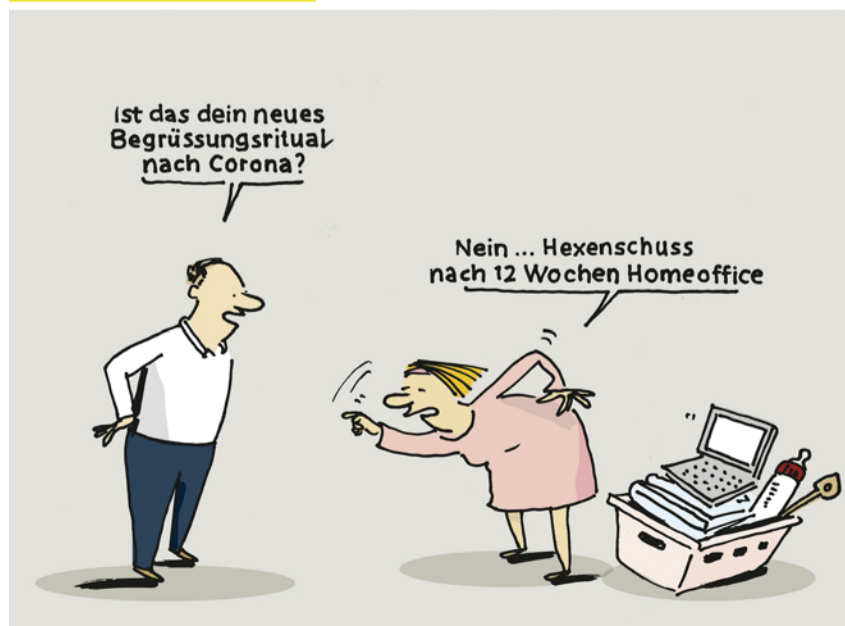
Tatsächlich bin ich nicht ängstlich, im Gegenteil. Dazu kommt, dass ich schon etwas Erfahrung habe mit Krisen. Als Mitarbeiter beim Internationalen Roten Kreuz habe ich Situationen in Kriegsregionen erlebt, die noch ganz andere Ausmass hatten, als wir sie im Moment hierzulande sehen. Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus, sondern müssen als Gesellschaft mit einer Krisensituation fertigwerden. Das ist nicht vergleichbar.

Wie erleben Sie Social Distancing, fällt es Ihnen manchmal schwer?

Meistens nicht, doch ich habe einen kleinen Enkel. Ihn jetzt nicht mehr sehen und umarmen zu dürfen, vermisse ich schon.

Interview: Katharina Kilchenmann

Christoph Biedermann



Tipp

Ritualmusik

So kann Abschied leichter fallen

Die Blockflöte: bloss ein fiepsendes Schülerinstrument? Mitnichten. Wer einmal ein Blockflötenkonzert von Antonio Vivaldi gehört hat, ist seither garantiert eines Besseren belehrt. Auch der deutsche Musiker und Komponist Hans-Jürgen Hufeisen (66) hat sich diesem Instrument verschrieben. Seine Musik fusst im Christentum und schöpft aus der europäischen Kirchenmusik, aber auch aus Volksliedern und der Musik aus anderen Kulturen.

Der vielseitig tätige Flötist und Komponist bietet schon seit einiger

Zeit auch an, Gruppen und Einzelne in Zeiten des Abschieds mit Texten und Flötenmusik zu begleiten. In Zeiten von Corona kann dies besonders tröstlich sein.

Diesen Dienst bietet Hufeisen für die Dauer des Lockdown kostenlos an. Er schreibt dazu: «Gerade in der Corona-Krise sind bei Trauerfeiern kaum noch Menschen versammelt. Da tut es gut, wenn Flötenklang und Worte des Zuspruchs nicht nur die wenigen Anwesenden erreichen, sondern die Feier an Familie und Freunde weitergegeben werden kann zum persönlichen Abschiednehmen.» Leuten, die anfragen, sendet Hans-Jürgen Hufeisen eine individuelle mp3-Datei zu. heb

www.trostzeit.net



Daniel Koch (65), Arzt und Corona-Krisenmanager beim Bundesausschuss für Gesundheit.

Foto: Keystone